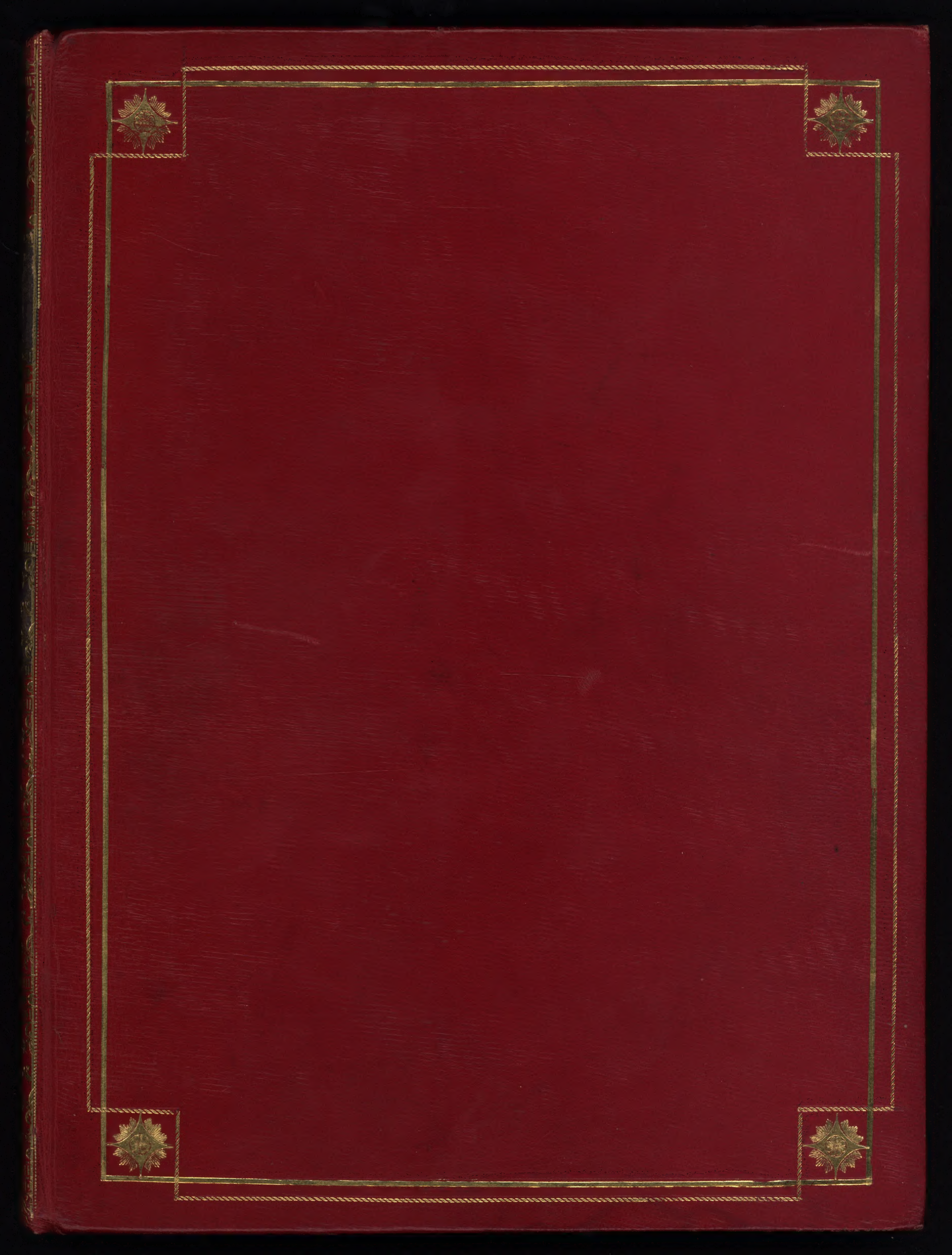
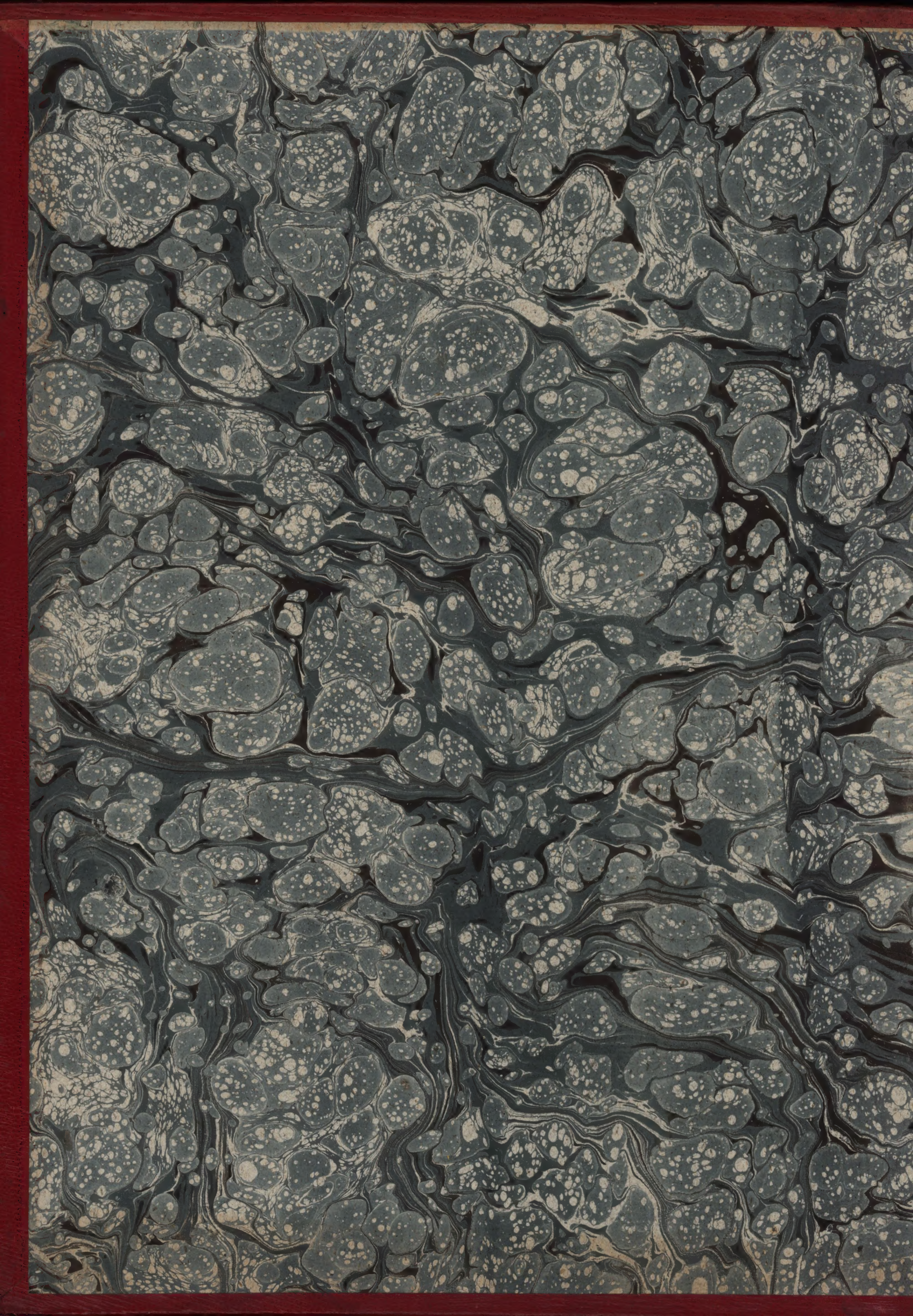
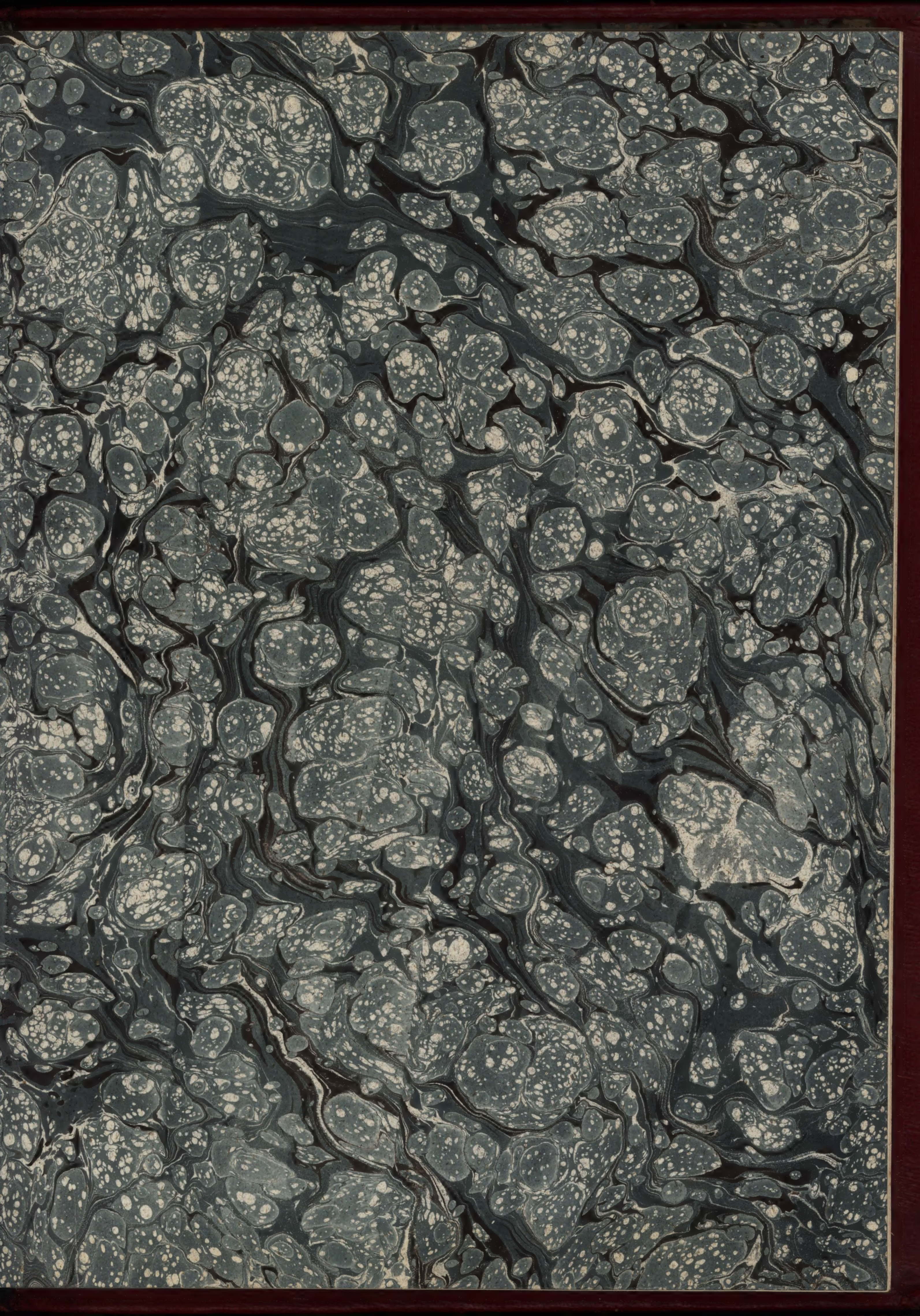
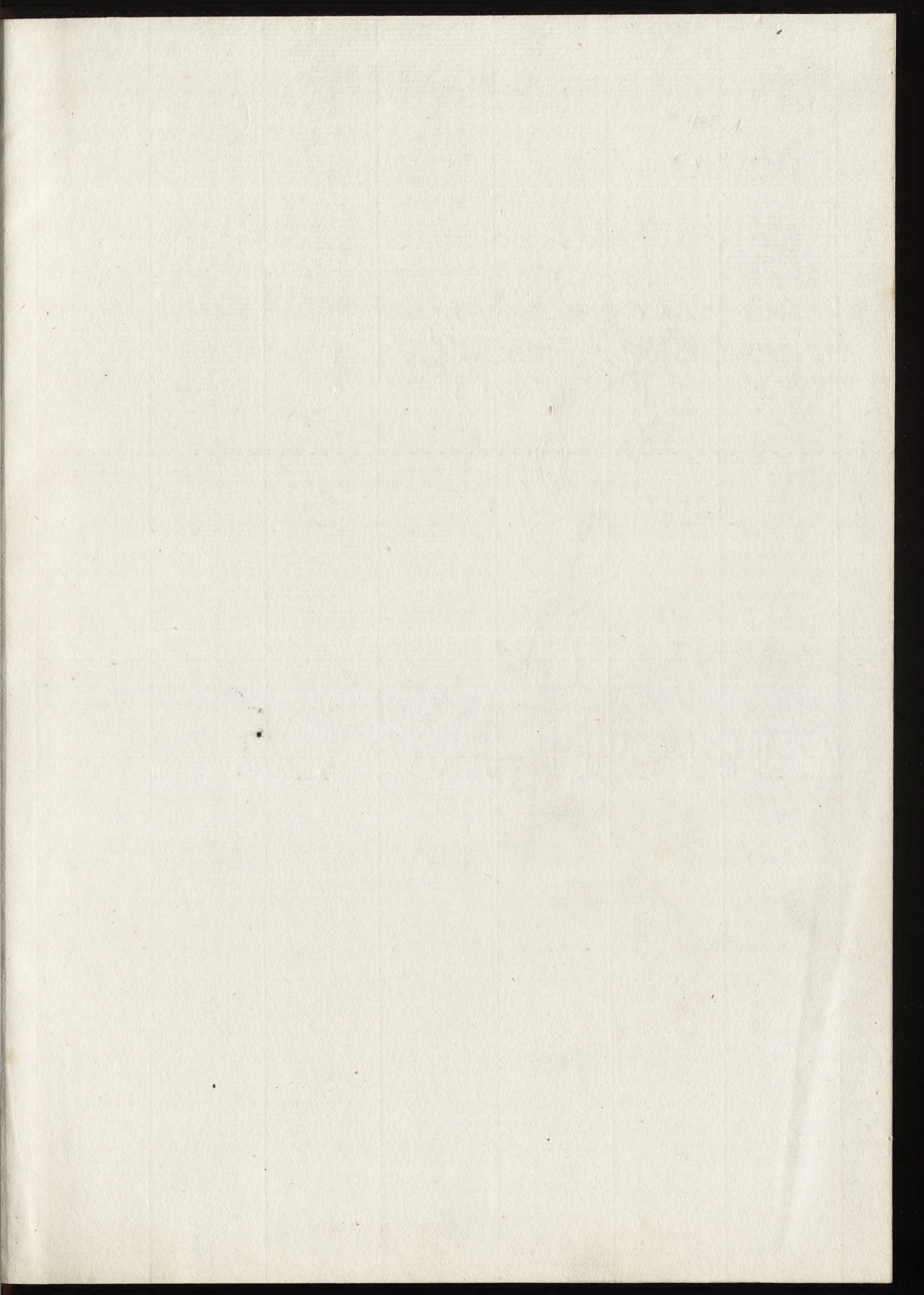
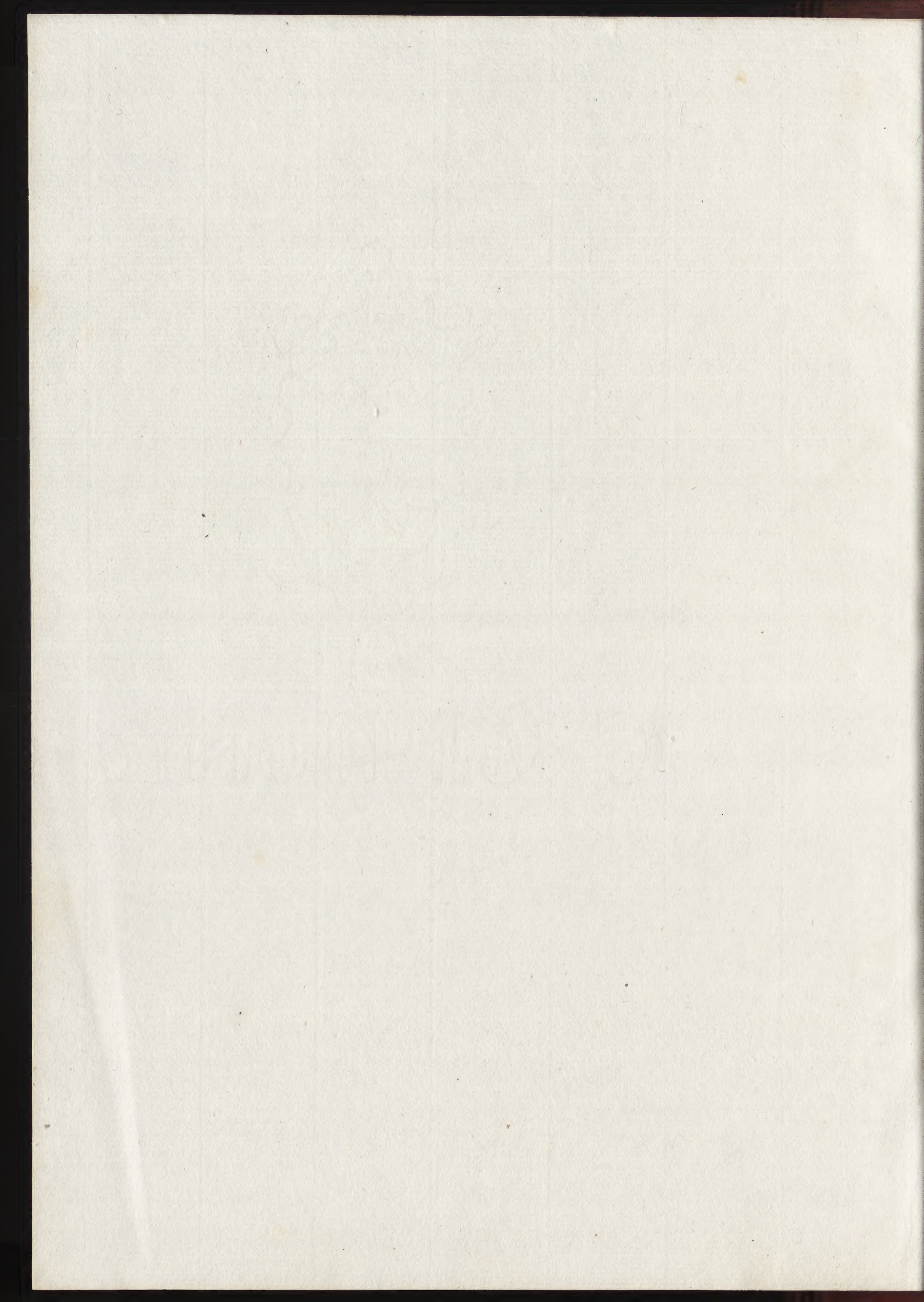










JOSEPH FRIEDRICH FREYHERRN ZU RACKNITZ

DARSTELLUNG

UND

GESCHICHTE DES GESCHMACKS

DER VORZÜGLICHSTEN VÖLKER

III. HEFT

Erklärung der Vignetten und End-Kupfer.

Griechischer Geschmack,

als er sich seinem Verfall näherte.

Vignette.

Ein ländliches Gebäude im herkulanischen Geschmack, so wie man solchen auf den im Herkulan entdeckten Gemählden findet. An dem Ufer eines Sees oder Flusses erbaut, kann es als Fischer-Pavillon gebraucht werden. Es besteht aus zwey Cabinetten, welche durch einen bedeckten Säulengang verbunden sind, und steht auf einem in das Wasser gebaueten und gewölbten Unterbau, auf welchem eine offne mit einer Brustmauer versehene Gallerie um den Pavillon herum läuft.

2

End-Kupfer.

Eine Console im griechischen Geschmack, auf welchem ein ehernes Tischchen, eine Blumen-Vase und ein *Tambourin* liegt.

Maurischer Geschmack.

Vignette.

Ein Garten-Pavillon im moresken Geschmack, welcher im Mittel mit einem spitzen und auf den Flügeln mit platten Dächern gedeckt ist, unter welchen die rund ausgeschalten Decken befindlich; das Ganze kann in Stein oder Holz ausgeführt und die Verzierung bunt darauf gemahlt werden.

2

End-Kupfer.

Ein moreskes Capitäl und eine dergleichen Vase aus den *Antiquedades Arabes de Granada y Cordoba;* die Seitenverzierungen bestehen aus Laubwerk im mohrischen Geschmack.

Türkischer Geschmack.

Vignette.

Ein Gartenhaus im türkischen Geschmack. Es enthält im Mittel einen Saal mit einem vorliegenden *Portico* und an beiden Seiten ein paar Cabinette, welche von der Seite durch Fenster beleuchtet, und an der Vorderseite mit marmornen Wasserbecken verziert sind; die kleinen Nischen über selbigen dienen um Trinkgefäſse hinein zu stellen.

End - Kupfer.

Ein türkisches Grabmahl, welches eben mit Erde ausgefüllt und mit Blumen bepflanzt ist.

Alt - Französischer Geschmack.

Vignette.

Ein groſses Garten - Portal im französischen Geschmack. Vorn und auf den Seiten liegen groſse Wasser - Bassins, in welche sich starke in dem Gebäude in die Höhe getriebene Kaskaden stürzen.

End - Kupfer.

Die Büste Perraults auf einem im damahligen französischen Geschmack verzierten Postament, mit den Attributen der Künste umgeben.

Kamtschadalischer Geschmack.

Vignette.

Ein kamtschadalischer Schlitten mit Hunden bespannt, nebst dem Führer mit Schneeschuhen nach *Voyage en Sibérie contenant la description du Kamtschatka par Mr. Krascheninnikow Tome II.*

End - Kupfer.

Eine Fischerhütte im kamtschadalischen Geschmack, von Stangen errichtet und mit Schilf gedeckt; zwischen den Stangen sind getrocknete Fische aufgehangen.

Mexikanischer Geschmack.

Vignette.

Ein mexikanischer schwimmender Garten, welcher auf Faschinen aufgeschüttet und mit Bäumen und Kräutern bepflanzt ist, in dessen Mitte befindet sich gemeiniglich eine kleine Hütte.

End - Kupfer.

Das alte mexikanische Spiel der Fliegen, wo Menschen als Vögel verkleidet und oben an der Stange mit Leinen befestiget, in einer gewissen Anzahl von Schwingungen um die Stange von oben herab die Erde erreichen müssen.



Schuricht del. Seiffert sc. Dresd.

Griechischer Geschmack,

als er sich seinem Verfall näherte.

Die Geschichte der Kunst lehret uns, daſs die Römer anfänglich ihren Geschmack nach dem Griechischen bildeten, daſs aber sie, und selbst die Griechen, dem guten edlen Geschmack nicht getreu blieben.

So wenig die bildenden Künste in einem Staate ohne Kultur, ohne eine im allgemeinen verbreitete gute Erziehung empor kommen können, so nöthig es dabey ist, daſs ein gewisser Wohlstand herrsche, so ist doch auch dagegen übermäſsiger und ungleich vertheilter Reichthum, daraus

entstehender übertriebener Luxus und eine verzärtelte Erziehung, wodurch die aufblühende Jugend von der Natur entfernt, und ihren Fähigkeiten eine schiefe Richtung gegeben wird, für den guten Geschmack und die bildenden Künste sehr nachtheilig.

Dieses war denn der Fall bey den Römern. Sobald Rom, so zu sagen, der Mittelpunkt und die Hauptstadt der Welt geworden, als diese Stadt mit Kunstwerken überhäuft, und der Luxus daselbst auf das höchste gestiegen war, zeigten sich auch alle die nachtheiligen Folgen, die ein übertriebener Luxus für die Künste und den guten Geschmack mit sich führet, — Neuerungssucht und Übertreibung.

Jeder strebte nur sich vor andern hervorzuthun, jeder wollte mit einer neuen Erfindung glänzen. Hieraus entstand jener verfälschte Geschmack, den man den verdorbenen Griechischen nennen kann, und über welchen schon Vitruvius und Plinius Klagen führen. „Man sucht, sagt der letztere, den Werth der Mahlerey in glänzenden Farben, und in der Sonderbarkeit der Formen" — man sahe also nicht mehr so strenge, wie die Griechen, auf grofse Massen und auf Richtigkeit und Schönheit des Umrisses.

In diesem Geschmacke sind die in den Bädern des Titus, der *Villa Negroni*, in Herkulanum und Pompeji entdeckten Zimmer gemahlt, und man siehet, dafs die Künstler durch die Beeiferung etwas neues zu erfinden, sich zu Vernachlässigung der richtigen Verhältnisse, zur Überhäufung der Verzierungen und selbst zur Wahl unnatürlicher Verzierungen hinreissen liefsen.

Übertreibung und Mifsbrauch waren hier — und sind noch immer — überhaupt und auch in Kunstsachen Folgen des Luxus und des übelgeleiteten Strebens nach höherer Vollkommenheit.

Soll man aber, um nicht diese Abwege zu betreten, in der Kunst stille stehen, und sich bloſs an der treuen Nachahmung der Alten begnügen? oder, wenn man in den Künsten fortschreiten will, wo, und wie weit darf man von den Regeln der Alten abweichen?

Ich wage es, hier einige Gedanken über diese Fragen darzulegen, wobey ich mich aber hauptsächlich auf die Baukunst einschränken werde.

Die Anwendung der regelmäſsigen Baukunst schränket sich auf Drey Gegenstände ein. Diese sind

erstlich groſse Gebäude, bestimmt, noch von den späten Geschlechtern als nutzbare und bleibende Denkmäler der Gröſse, der Macht, und des Geschmacks ihrer Urheber bewundert zu werden;

sodann, Wohn - und andere dem gewöhnlichen Gebrauch gewidmete Gebäude; und endlich

Anlagen, die bloſs bey besondern, auch wohl feyerlichen Gelegenheiten einen denselben angemessenen Eindruck machen sollen.

Diese verschiedenen Gegenstände erfordern auch in verschiedener Maſse mehr oder weniger strenge Befolgung der von den Alten angenommenen Grundsätze, und gestatten mehr oder weniger Kühnheit in anzubringenden Verbesserungen.

Darf man überhaupt bey der ersten Art, nehmlich bey bleibenden Pracht-Gebäuden, wie man sie nennen könnte, Verbesserungen der bisherigen Grundsätze versuchen und anbringen? Hier ist meine Meinung.

In so fern diese Grundsätze sich auf Zweckmäſsigkeit und Dauer beziehen, müssen dieselben unveränderlich bleiben.

Aber die anschauliche Darstellung, daſs diese beyden Erfordernisse in den Gebäuden vorhanden sind, und die anständige Verzierung derselben leiden dagegen ohne Zweifel Neuerungen, wenn nur dabey jene

Darstellung wahr, und die Verzierung der Würde des Gegenstandes angemessen bleibt.

Die erste Behauptung möchte wenig Widerspruch zu erwarten haben; wohl aber wird dergleichen gegen die zweyte erhoben werden, so wie er gegen die zu verschiedenen Zeiten unternommene Verbesserung der bekannten Säulen-Ordnungen erhoben worden ist.

Da die Säulen einer der vorzüglichsten Theile eines Gebäudes sind, und eben so sehr zum Wesentlichen, als zur Zierde desselben dienen, so wird ein kurzer Blick auf die Geschichte der Verbesserung der gewöhnlichen Säulen-Ordnungen meine Meinung erläutern.

Schon unter den Alten unternahm man eine Verbesserung der Säulen, indem sie zum Beyspiel die Verhältnisse der Korinthischen Ordnung beybehielten, in das Kapitäl aber verschiedene Sinnbilder brachten, die sich auf eine gewisse Gottheit, oder Person, oder auf die Bestimmung des Gebäudes überhaupt bezogen. Man findet noch dergleichen Kapitäler, in denen Fruchthörner, Adler, Dreyzacke, Delphine, Ungeheuer und dergleichen, anstatt der Schnecken angebracht sind.

Allein, schon Vitruv spöttelt über diese Erfindungen, bey denen die Natur — das groſse Ideal des Künstlers — ganz vernachlässiget war.

Unter den Neuern mischten einige römische Architekten zwey Ordnungen zusammen, und pfropften gleichsam auf die untere Hälfte des Korinthischen Kapitäls die obere Hälfte des Ionischen. Das übrige blieb alles Korinthisch; nur die zarten Blätter wurden durch schwere Schnecken niedergedrückt; der übrige Unterschied bestand in Kleinigkeiten.

Dieſs ist die zusammengesetzte oder römische Ordnung, der viele unter den Neuern den Vorzug vor der Korinthischen einräumen.

Unter Ludwig XIV. ward für den Erfinder einer französischen Ordnung ein Preis ausgesetzt. Alle Architekten strengten sich an, eine Aufgabe

aufzulösen, die sie nicht einmahl verstanden. Sie bildeten sich insgesamt ein, die Hauptsache käme darauf an, ein karakteristisches Kapitäl zu erfinden, und keiner verlor das Korinthische dabey aus den Augen. Anstatt der Blätter von Bärenklau, nahm man Straufsfedern, und knüpfte an diese Bänder, Blumen und andere Verzierungen, die an sich in keine passende Verbindung gebracht werden konnten.

Durch eine solche Zusammenstellung glaubte *de l' Orme* eine neue Ordnung erfunden zu haben.

Gleiche Bewandnifs hat es mit der sogenannten Spanischen Ordnung. Statt der Blumen und Rosen siehet man Löwenköpfe und Fruchthörner in der Mitte des Kapitäls.

Auch Leonhard Christian Sturm gab sich Mühe, eine neue Ordnung zu erfinden, welche er die Deutsche nannte. Sie besteht aus einem Kapitäl mit einer einzigen Reihe Blätter und sechzehn Schnecken. Diese Erfindung ist einfach und natürlich, aber ist sie schön? Und wenn sie auch noch so schön wäre, hat sie die erforderlichen Eigenschaften einer neuen Ordnung? — Höchstens ist es ein neues Kapitäl, welches nicht viel Beyfall gefunden hat.

Indessen ist doch das Jonische Kapitäl zum Beweis der Möglichkeit, dafs das alte Kapitäl sich besonders in Rücksicht auf die Ecksäulen verbessern lässet, in eine andere Form gebracht worden: und warum sollte man nicht eben sowohl ein ganz verschiedenes und schöneres erfinden können? Wahrscheinlicher Weise fände auch eine ähnliche Verbesserung einzelner Theile bey andern Ordnungen Statt.

Dieses würde insonderheit durch die Wahl von anderm Laubwerk möglich seyn. Bisher hat man nur wenig Arten von Blättern, und gerade weder die schönsten noch die am regelmäfsigsten gezeichneten gewählt. Gleichwohl ist die Natur hier unendlich reich, und voller Abwechselung

in den Umrissen der Blätter. Diesen Schönheiten spüre der Architekt in der Natur nach: tausend Ideen werden ihm aufstofsen, mit denen er abwechseln kann, um gefällige Glieder und Verzierungen zu entwerfen. Wenn die Künstler zuweilen kleine Streifereyen im Freyen unternähmen, die Produkte der Natur studierten, die schönsten Umrisse wählten und aussonderten, so würden sie unter der Leitung einer richtigen Urtheilungskraft und des Geschmacks ihren Vorrath von schönen Ideen täglich vermehren. Auf diese Weise erfand Kallimachus das Korinthische Kapitäl.

Man hätte aber nicht bey der Verschönerung des Kapitäls allein stehen bleiben, sondern auch auf die übrigen Theile und ihre Verhältnisse unter sich denken und ein neues Ganzes zu erfinden sich bemühen sollen. Denn unstreitig sind die Künste zu immer weitern Fortschritten bestimmt, da ihr grofses Ideal, die Natur, unerreichbar, und in nachzuahmenden Schönheiten unerschöpflich ist.

Ungünstig war der Erfolg der erwähnten Versuche in Verbesserung der alten Säulenordnungen; aber er war es gewifs nur darum, weil die Künstler sich von der schönen Natur entfernten, und derselben in der Nachbildung und Zusammenstellung neuer Verzierungen grofser Werke nicht getreu blieben; und aus den mifslungenen Versuchen läfst sich nicht folgern, dafs gar keine glücklichen Erfindungen, keine Verbesserungen möglich wären. Dieser Schlufs würde alle Vervollkommnung des Mangelhaften ausschliefsen; das stete Wiederkommen der alten Formen müfste langweilig werden, und der Geist des Künstlers in dumpfe Trägheit versinken.

Nur die Anwendung dieser Erfindungen erfordert, wie schon gedacht, Behutsamkeit. Nicht jede neue blendende Idee des feurigen Künstlers bestehet bey der strengern Prüfung; man mufs andere Männer von Geschmack darüber hören, verschiedene Urtheile mit einander vergleichen, und dann

untersuchen, ob eine Erfindung jenen innern Werth hat, der den Werken der Alten die Bewunderung der Nachwelt erwarb, und auch unserm Werke gleichen Ruhm verspricht.

Allein eine solche Bearbeitung erfordert ein Zusammentreffen günstiger Umstände, und mehr Zeit als auf die Vorbereitung bey der Aufführung grofser Prachtgebäude gewendet werden kann.

Sicherer wird es also unstreitig seyn, bey grofsen öffentlichen Gebäuden, als Kirchen, Pallästen, und andern solchen Anlagen, durch welche ein Fürst, oder eine Nation sich verewigen will, den einmahl allgemein anerkannten Regeln der Griechischen Architektur sorgfältig treu zu bleiben, um sich nicht der Gefahr auszusetzen, durch eine nicht genug geprüfte neue Erfindung sich den Tadel der Nachkommen auf Jahrhunderte hinaus zuzuziehen.

Die Griechische Baukunst, ihre Regeln, ihre Bilder sind unter den kultivierten Völkern eben so allgemein anerkannt, als die lateinische Sprache unter den Gelehrten dieser Völker die gemeinschaftliche Kunstsprache ist. Allein pedantisch würde es seyn, wenn der Gelehrte auch im gemeinen Leben lateinisch sprechen wollte: und eben so pedantisch würde es ohne Zweifel seyn, die Vorschriften der Griechischen Baukunst auch in Anlegung unserer Wohngebäude und in ihrer innern Verzierung stets zu befolgen.

Die Römer wichen zu den Zeiten des Verfalls der Griechischen Baukunst von den Regeln ab, und vernachlässigten z. B. Verhältnisse, durch welche bey den Säulen die gehörige Stärke gegen die zu tragende Last angedeutet ward. Das von ihnen angenommene neue Verhältnifs ist aber für das Auge gefällig, und warum sollte diese gefälligere Form, im Innern eines Saales, wo sie ohne Nachtheil des Gebäudes selbst angebracht werden kann, nicht nachzuahmen seyn? Man findet verschiedene Säle und Zimmer in diesem Geschmacke, in denen die Säulen allerdings nur Rohrstän-

geln gleichen, deren schlanke Gestalt aber dem Auge behagt. Und ich glaube daher, daſs man bey Privatgebäuden und deren innern Auszierung, wenn man nur der Natur im Ganzen treu bleibt, von den Regeln der Alten gar wohl abweichen und Verbesserungen der bisher zum Muster angenommenen Formen und Verzierungen anbringen kann.

Noch mehr wird diese Freyheit bey der gedachten dritten Art architektonischer Werke Statt finden, nehmlich bey denen, die bey besondern Gelegenheiten erforderlich und gewissermaſsen nur transitorisch sind. Hier ist der Künstler nicht bloſs als Redner, sondern als Dichter zu beurtheilen, der seine lebhaftern Ideen in einer bilderreichen Sprache ausdrückt. Sind diese Bilder wahr, sprechend und gut gewählt, erwecken sie den beabsichtigten Eindruck, dann mögen sie immer von der gewöhnlichen Kunstsprache abweichen, auch wohl hier und da gegen die Regeln verstoſsen — der Zuschauer wird mit dem Künstler fühlen, und sich in der gewünschten Täuschung finden.

Vorzüglich bieten theatralische Dekorazionen dem Künstler solche Gelegenheiten dar, seinem Genie im freyen Schwunge zu folgen — und sollte nicht hier der Ort seyn, wo ernsthafte Ideen zur Prüfung der Kenner aufgestellet, Urtheile gesammlet, und auf diese Art groſse Verschönerungen im erhabenem Stil verbreitet werden könnten?

Unter der Vorsicht also, daſs man bey groſsen ernsten Gebäuden die unbezweifelten Regeln der alten Baukunst befolge, wird man bey andern Anlagen dem Künstler über die vorgeschriebenen Gränzen sich zu erheben, und neue Erfindungen zu wagen gestatten können, ohne daſs dadurch der wahre reine Geschmack im Groſsen Schaden leidet.

Das hier beygefügte Blatt zeigt ein in dem erwähnten Griechischen Geschmack verziertes Zimmer, und ist nach den im 7. Bande der Beschreibung der Entdeckungen von Herkulanum befindlichen Zeichnungen entworfen.

In der Mitte des Blattes erblickt man in der Ferne den Tempel der Isis zu Pompeji. Die Säulen, welche denselben umgeben, befinden sich gröſsten Theils noch in gutem Stande; die Kapitäler, das Gebälke und die *Frontons* aber sind eingestürzt.

Der Tempel war von Mauerziegeln, die mit einem sehr dauerhaften Stuk überkleidet waren, in einem mehr gefälligen als ernsthaften Stil erbauet.

Die Ruinen zeigen kleinliche Verhältnisse, so daſs das Ganze keinen groſsen Eindruck machen konnte.

Man hat diesen Tempel zu Pompeji noch mit allen nöthigen Geräthschaften entdeckt, und sogar noch die Skelette der Priester gefunden, welche in ihren Andachtsübungen durch den Aschenregen überrascht und verschüttet worden waren. Man kann noch ihre Kleider unterscheiden, ingleichen die Asche und die Kohlen auf den Altären, eine Menge Lampen, verschiedene andere Opfergefäſse, und selbst die *Lectisternia* oder Ruhebetten, auf welchen man das Bild der Isis darstellte. Alle diese Gegenstände werden dadurch noch interessanter, daſs man sie auf dem Platze selbst erblickt, wo man sich deren ehedem bediente.

Auf die Mauern des Tempels waren Gegenstände gemahlt, die auf den Gottesdienst der Isis Beziehung hatten. Übrigens bemerkt man, daſs auch noch andern Gottheiten ein Platz in diesen Tempeln gestattet war, indem man in selbigen kleine Bildsäulen des Bacchus und der Venus gefunden. An den meisten dieser Bildsäulen waren die Köpfe und die Füſse von Marmor, das übrige von Holz.

Das beygefügte zweyte Blatt stellet einige Meubles vor, deren man sich bey der Verzierung eines Zimmers in Neu-Griechischem Geschmack bedienen könnte.

Die hierbey gebrauchten Werke sind:

1) *Le Pitture Antiche d'Ercolano e Contorni incise con qualche Spiegazione. Napoli 1779. nella Regia Stamperia.*

2) *Montfaucon Antiquités expliquées.*

3) *Voyage Pittoresque, ou Description des Royaumes de Naple et de Sicile, a Paris 1782.*



Schuricht del. Seiffert sc.



Maurischer Geschmack.

Unter die interessantesten Völker, deren die Geschichte erwähnt, gehören unstreitig die Mauren, die einst in Spanien herrschten, und erst gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts ganz aus diesem Reiche vertrieben werden konnten.

Eine genaue Darstellung ihrer Geschichte ist zwar mit vielen Schwierigkeiten verbunden, da die unvollständigen Nachrichten, die wir von ihnen finden, viel Unglaubliches enthalten; doch will ich es versuchen, nach

Swinburne *) und Florian **) die Hauptzüge des Karakters und der Geschichte dieses Volks, hauptsächlich in Beziehung auf den Zustand der bildenden Künste unter selbigem, zu entwerfen, und zuvor einige Bemerkungen mittheilen, welche sich bey der Betrachtung des Karakters der Mauren von selbst darbieten.

Dieses kecke, tapfere Volk vereinigte auf eine seltene Art ein lebhaftes fröhliches Temperament mit männlichem Ernst, liebte die Künste und ehrte das schöne Geschlecht, — verschönerte dadurch seinen Lebensgenuſs und veredelte seinen Karakter.

Auch die Mauren konnten sagen:

***) Was Blumen unsern Gärten sind,
Sind Künste unserm Leben.

Allein, so wie in einem mit Nachdenken angelegten Garten die Blumen nicht zwecklos gepflanzt, sondern so vertheilt sind, daſs sie die Schönheit des Ganzen erhöhen, und die Summe der Annehmlichkeiten vermehren, so wird auch der denkende Liebhaber — er sey Privatmann, oder er sey am Ruder des Staats — die Künste weder als bloſses Spielwerk, ohne Zweck, noch als Hauptsache mit Vernachlässigung anderer Pflichten, studieren und unterstützen, sondern er wird durch sie auf den Karakter seiner Mitbürger zu wirken, und die Summe ihrer angenehmen Genüsse auf eine dauerhafte Weise zu vermehren suchen. Gewiſs, ohne die wohlthätigen Folgen der Künste würde der ernste Karakter des Mannes, der bloſs seinem Berufe lebte, rauh und finster, das Land, in welchem die Musen und ihr Gefolge ganz unbekannt wären, zurückschreckend für den gefühlvollen Fremden seyn.

---

*) *Voyage de Henri Swinburne en Espagne en 1775 et 1776.*

**) *Précis historique sur les Maures d'Espagne par M. de Florian,* welcher dessen *Gonzalve de Cordoue ou Grénade réconquise à Paris 1791.* vorgesetzt ist.

***) S. die Vignette des Vorberichts zu diesem Werke.

Einen vorzüglichen Einfluſs auf die Kultur der Künste und ihre sittlichen Wirkungen hat denn aber ohne Zweifel der Antheil, den das schöne Geschlecht daran nimmt. Dagegen hat die Eigenliebe des stärkern Geschlechts, stolz auf die groſse Zahl ausgezeichneter Männer, gewöhnlich vieles einzuwenden, und ist immer bereit, dem andern Geschlecht Schwäche und Weichlichkeit, Mangel an Festigkeit und Liebe zur Veränderung vorzuhalten. Demungeachtet bleibt es gewiſs, daſs je mehr das schöne Geschlecht geehrt, je mehr seiner Stimme in allem, was auf Sitten und Kunst sich beziehet, Gehör gegeben wird, um so mehr veredelt sich der Karakter des Mannes, entwickeln und bilden sich seine Anlagen und Talente, vermehrt sich im Ganzen wahres Glück.

Die Verrichtungen des andern Geschlechts sind weniger geräuschvoll, und erregen weniger Aufmerksamkeit; verdienen sie deſshalb weniger Achtung und Liebe? Die Pflichten, die das edle gefühlvolle Weib auszuüben hat, jene anspruchlosen Pflichten bewirken unser Glück und den Reitz unsers Lebens; sie ist es, die das schöne Band, das unsere Familien vereiniget, knüpfet; durch sie wird das Rauhe des festen männlichen Karakters gemildert, die Theilnahme an den Leiden der Brüder belebt und in Thätigkeit gesetzt. Überdieſs bedarf dieses Geschlecht eben so viel Muth und Stärke des Geistes als wir; denn es hat bey einem schwächern Körperbau mehr zu leiden, da die Natur mit seiner Bestimmung viel Schmerzen verband, die Gesetze ihm beschwerlichen Zwang auflegen, und die Tugend oft groſse Aufopferungen von ihm fordert. Welche Beharrlichkeit, welche Geduld, welche Festigkeit muſs das Weib nicht beweisen, das die Leiden des Gatten theilt, seine Launen trägt, zuweilen ihn ganz davon befreyet, — wenn es als Mutter die nächtliche Ruhe der Pflege, und die Freuden des Tages der sorgfältigen Erziehung ihres Kindes aufopfert, — wenn es als Hausfrau eine Zahl vermischter, wenig gebildeter, oft abwechselnder Untergebenen in

Ordnung erhalten will? Ja selbst dem Vaterlande bringt dieſs Geschlecht Opfer dar, die um so theurer sind, da der Mann auf dem Schlachtfeld nur das Leben hingiebt, das Weib aber das Liebste, den Gatten — und den Sohn — überleben soll, ohne seine patriotische Standhaftigkeit und Resignation durch ein Denkmal geehrt zu sehen.

Einer andern Bestimmung gewidmet, kann das Weib nicht wie der Mann sich ausschlieſsend den ernstern Wissenschaften widmen. Es giebt daher Unternehmungen und Geschäfte, bey denen der Mann die weicher fühlende oder unerfahrne Gattin und Freundin seines Herzens nicht um Rath fragen darf; ihr thränendes Auge könnte ihn in dem Entschlusse, den er fassen oder ausführen soll, leicht erschüttern. Allein, wo es auf häusliche Glückseligkeit, und die Vermehrung unschuldiger Freuden des Lebens ankommt, in Sachen der Kunst, die ihrer Bestimmung nach nicht bloſs unsern Geist zu hohen Empfindungen begeistern, sondern auch sanfte heitere Gefühle in uns erwecken soll, vernachlässige der Mann und der Künstler nie den Rath des gebildeten Weibes.

Zwar sind, in den meisten Fällen, Anlagen und Erziehung zur künftigen Bestimmung, und die treue Erfüllung der ehrwürdigen Pflichten als Gattin und als Mutter, unüberwindliche Hindernisse der Bildung eines Frauenzimmers zur Künstlerin im groſsen Sinne dieses Wortes. Der Enthusiasmus — dieſs himmlische Feuer — welcher, wenn er durch das Studium der Natur und der Alten genährt und geleitet, und durch ausdauernden Fleiſs und unermüdliche Beharrlichkeit unterstützt ist, den Grundzug im Karakter des groſsen Künstlers ausmacht, wird dem sanften Mädchen weit seltener als dem feurigen Jüngling zu Theil, und die Erziehung des Mädchens ist der Ausbildung desselben hinderlich; und hernach muſs sie als Gattin und als Mutter ihre schönsten Stunden, welche die Kunst fordert, ihrer hohen Bestimmung widmen. Wird nicht dadurch die vollkommnere Ausbildung,

das stete Fortschreiten der Künstlerin gehemmt werden? Wie schwer wird sich die Kühnheit, die den Geist des grofsen Künstlers bezeichnet, mit dem sanften, weichen Karakter, und der nothwendig bis auf Kleinigkeiten herabsehenden Liebe zur Ordnung des Weibes vereinbaren?

Wenn aber gleich unter diesen Umständen verhältnifsmäfsig nur wenig Personen des schönen Geschlechts eine hohe Stufe der Vollkommenheit in den Künsten erreichen, nur wenige eine kühne Unternehmung zu entwerfen und auszuführen fähig seyn können: so werden doch die Frauenzimmer mit grofsem Nutzen sich mit den Werken der Kunst bekannt machen, sich selbst mit den Künsten beschäftigen, ihren Geschmack und ihre Beurtheilung bilden, sich zur geistvollen Unterhaltung ihrer Gatten und des Zirkels ihrer Freunde, zu geschmackvollen Lehrerinnen ihrer Kinder vorbereiten, für sich selbst aber eine reiche Quelle edler Freuden in einsamen und geselligen Stunden öffnen.

Und eben so vortheilhaft wird es den Künsten seyn, wenn der Mann, von Ehrfurcht und lebhaftem Gefühle beseelt, auf die Stimme gebildeter Frauenzimmer hört, und ihren Beyfall zu erlangen strebt.

Nicht nur der Künstler wird durch dieses Bestreben zu mehrerm Fleifse und zu schönern Ideen begeistert, sondern überhaupt wird der Mann bey jeder Unternehmung in Sachen des Geschmacks durch das feinere, schnellere, und — wenn es nicht verbildet worden — richtige Gefühl des weiblichen Richters besser, als durch sich selbst geleitet werden.

Eine geschmackvolle Gattin wird dann nicht nur ihren Anzug und ihr Äufseres mit Anstand und Grazie zu ordnen wissen, sondern in der Einrichtung und Verzierung des Hauses, in gut gewählten Abwechselungen der einzelnen Theile, in gefälliger Anordnung gesellschaftlicher Freuden, durch ihre Leitung eine für den ernstern Mann nur selten erreichbare Eleganz verbreiten.

Selbst der Mangel an Beständigkeit und die Liebe zur Veränderung, die dem schönen Geschlecht zum Vorwurf gemacht worden, erscheinen bey genauer Überlegung weniger tadelhaft, und haben sogar eine gute Seite.

So nothwendig es ist, bey großen bleibenden Unternehmungen gewisse feste, geprüfte und allgemein als gut anerkannte Regeln zu befolgen, und in Absicht auf diese nicht leichtsinnig zu wechseln; so würde doch die stete Beybehaltung eben derselben Verzierungen unsrer Wohngebäude, derselben Meubles und Geräthschaften, endlich eine langweilige Einförmigkeit hervorbringen, und alle Fortschritte der Kunst, alle Thätigkeit des phantasiereichen Künstlers hemmen, und wir würden in den vegetierenden Zustand der Egyptier und Chineser verfallen, denen selbst das Nachsinnen über neue Erfindungen verboten ward.

Wenn übrigens die Liebe zur Veränderung den Luxus begünstigt, so ist eben dieses zugleich die Quelle der Nahrung für eine Menge arbeitsamer Menschen; daß aber diese Neigung zuweilen übertrieben und dadurch schädlich wird, kann einem an sich unschuldigen Hange und dem schönen Geschlecht so wenig zum Vorwurf gereichen, als die edle Ehrbegierde darum verwerflich, oder der Mann, der nach wahrer Ehre strebt, darum tadelhaft ist, weil ungezügelte Ruhmsucht oft dem menschlichen Geschlecht schadete.

Die wohlthätigen Folgen der sorgfältigen Rücksicht auf das schöne Geschlecht in Werken der Kunst und des Geschmacks sind bey den Mauren unverkennbar.

Das Bestreben, den Beyfall des schönen und schwächern, aber eben darum auch den kühnen, muthigen Mann vorzüglich schätzenden Geschlechts zu erringen, rufte sie nicht nur zu tapfern Thaten des Kriegs auf; sondern es zeigt sich auch in der Keckheit ihrer Bauart, die durchaus Erstaunen erregen sollte, in der großen Sorgfalt das Innere ihrer Gebäude gefällig zu verzieren, und in der Einrichtung ihrer kriegerischen und andern prächtigen

Feste, bey denen immer die erste Absicht dahin ging, dem geliebten Gegenstande Ehrerbietung und Zärtlichkeit zu beweisen, und in denen wahrer Rittergeist herrschte.

Bey dem Mangel richtiger Grundsätze liefsen indessen die Mauren sich allerdings durch ihr Feuer irre leiten, wenn sie mehr durch Pracht zu glänzen, und durch kühne Unternehmung und Ausführung ihrer Kunstwerke Bewunderung zu erwecken, als durch glückliche Nachahmung der Natur den Genufs eines heitern Lebens zu verschönern suchten.

Glücklicher noch, als bey den Mauren, zeigte sich schon in ältern Zeiten der Einflufs des schönen Geschlechts auf die Ausbildung des Geschmacks in Kunstsachen, bey den Griechen.

Unter einem milden Himmelsstriche wohnend, das Auge an wohlgebildete Formen gewöhnt, voll Enthusiasmus für das Schöne, das Anständige, das Edle, ehrte der Grieche das weibliche Geschlecht.

Die Griechischen Frauen waren, der eingezogenen Lebensart, die sie im ehelichen Stande beobachten sollten, unerachtet, nicht nachlässig erzogen; sie waren zur liebevollen, tugendhaften Gattin, zur zärtlichen weisen Erzieherin vielversprechender Söhne und guter Töchter gebildet, sie kannten und bewunderten die Werke der Kunst und schätzten den Künstler. In ihren schönen Gesichtszügen erblickte man den Ausdruck aller der Tugenden, durch die sie ihren Familien und dem Vaterlande ehrwürdig waren, und so begeisterten sie den Künstler zur erhabenen Darstellung der Gottheiten, deren ein grofser Theil in weiblicher Gestalt, nach Idealen, die aus der Menge dieser schönen und edlen Formen entlehnt waren, gebildet ward. Hierzu kamen die Versammlungen gebildeter Frauen, die ausgesuchte Gesellschaften bey sich versammelten, und wo der Staatsmann, der Philosoph und der Künstler zusammen trafen. Der Weise entwickelte hier die Begriffe des Erhabenen, des Schönen; der Künstler versinnlichte diese Lehren durch

Skizzen, man theilte einander gegenseitige Meinungen mit, das geschmackvolle Weib leitete die Unterredung, deutete graziöse Abänderungen des korrekten Entwurfs des Künstlers an, und begeisterte diesen durch ihren Beyfall.

So wirkte bey zwey grofsen Völkern das schöne Geschlecht durch sein feines und richtiges Kunstgefühl, und durch die Gewalt seiner unverkennbaren Vorzüge, auf die Veredlung und Verschönerung des Geschmacks, und die Vermehrung der höhern Freuden des geselligen Lebens.

Und warum sollte dieses Geschlecht, das anjetzt auf einer weit höhern Stufe der geistigen und sittlichen Ausbildung stehet, nicht auch uns in Sachen des Geschmacks leiten, — und vor steifem Pedantismus, vor langweiliger Monotonie schützen — und unsern Entwürfen die reitzende Eleganz, die den weiblichen Arbeiten eigen, und für den Mann selten erreichbar ist, mittheilen können? —

Doch ich kehre zu den Mauren zurück.

Bey aller Dunkelheit, die über die älteste Geschichte der Mauren verbreitet ist, scheinet wenigstens so viel ausgemacht zu seyn, dafs die ersten Bewohner von Mauritanien aus Asien nach Afrika gekommen sind, indem schon der Nahme Mauren *) nach gelehrter Sprachforscher Urtheil in der Ursprache Abendländer anzeiget, und verschiedene Geschichtschreiber **) von einem *Melk Yafrik*, Könige des glücklichen Arabiens, Meldung thun, der sich Lybiens bemächtigte und diesem Lande den Nahmen Afrika beylegte. Man kann daher so viel ziemlich als gewifs annehmen, dafs die Mauren ursprünglich Araber waren, in der Folge vorzüglich unter dem Nahmen Numidier bekannt wurden, bald als Feinde, bald als Bundesgenossen der mit Rom rivalisierenden Stadt Karthago auftraten, und endlich mit dieser Stadt unter die Bothmäfsigkeit der Römer fielen. Nach verschiedenen frucht-

---

*) Mauren, nach Bochart, kommt vom hebräischen Worte *Mahurim* her, das Abendländer bedeutet.

**) *Ibnialrabii*, Procopius, Leo Africanus, Marmol u. s. w.

losen Bemühungen sich zu befreyen, wurden sie durch die Vandalen überwunden, sodann von Belisar zwar wieder der Herrschaft der Griechischen Kaiser unterworfen, jedoch zuletzt, als letztere fielen, von den Saracenen unterjocht. Von diesem Augenblick an vermischten sich die Mauren mit den Saracenen dergestalt, dafs sie nun für ein Volk anzusehen waren.

Letztere, die Saracenen, aus Arabien herstammend, gehören unter die ältesten Völker, und sind vor allen andern ihrem Karakter, ihren Sitten und ihrer Liebe zur Unabhängigkeit getreu geblieben. Von jeher in verschiedene Stämme getheilet, von Befehlshabern, welche zugleich Heerführer und Gesetzgeber waren, geleitet, erkannten sie nie eine fremde Bothmäfsigkeit. Die Perser, die Macedonier und die Römer bemühten sich vergeblich, sie zu unterwerfen. Allein wie schwer mufste es seyn, den Araber, der tapfer, mäfsig, unermüdet, und zu Ertragung aller Beschwerlichkeiten abgehärtet, weder Hunger und Durst, noch den Tod fürchtete, zu überwinden. Ein solches Volk bedurfte nur eines kühnen Anführers, um sich alles zu unterwerfen. Mahomed trat als solcher auf; verkündigte eine Lehre, welche alle andere Religionen bestritt, und zugleich fähig war, die feurige Einbildungskraft der Araber zu entflammen. Oberhaupt und Gesetzgeber der verschiedenen arabischen Stämme, Anführer eines unüberwindlichen Heeres, war er von den Beherrschern Asiens gefürchtet und verehrt, und eben im Begriff, den Kaiser Heraclius anzugreifen, als ihn der Tod hinweg nahm. Indessen ward hierdurch weder in den Fortschritten seiner Lehre, noch in den Eroberungen der Araber ein Stillstand bewirkt. Die Muselmänner eroberten Syrien und Palästina, gingen nach Egypten über, welches bald bezwungen war, und nahmen Alexandria ein. Bey der Eroberung dieser Stadt erlitten die Künste und Wissenschaften durch den Brand der dortigen berühmten Bibliothek einen unersetzlichen Verlust. Die Saracenen drangen hierauf mit 100000 Mann tiefer in Afrika ein, vermischten sich hier mit den ältern

Bewohnern von Mauritanien, schifften mit einem furchtbaren Heere, dem die Beschäftigungen des Krieges zum Bedürfniſs geworden waren, nach Spanien über, wo sie nach dem Siege bey Xeres, in Estremadura, Andalusien, und die beiden Kastilien vordrangen, und Toledo eroberten.

Sie versuchten zwar auch in Gallien einzudringen; allein der gothische Prinz, Pelagus, welcher sich mit einer kleinen Anzahl tapferer Männer in den Gebirgen von Asturien verborgen hielt, widersetzte sich den Eroberungen der Mauren mit glücklichem Erfolge.

Nach verschiedenem erlittenem Verluste erwählten die Mauren ein sichereres Mittel, als die Gewalt der Waffen, um die Spanier im Gehorsam zu erhalten, indem sie sich bemüheten, Wohlstand und ein heiteres Leben unter den Überwundenen zu verbreiten, wobey denn die Künste nicht vernachläſsigt wurden.

Nach heftigen blutigen Streitigkeiten, die zwischen den Ommiaden und Abassiden über das Kalifat geführt wurden, gelang es endlich im Jahr 755. einem Ommiaden, Abderam I. als Kalife des Occidents anerkannt zu werden, und von dieser Zeit an waren die Besitzungen der Mauren in Spanien als ein von dem morgenländischen Kalifat losgerissenes und selbstständiges Reich anzusehen, welches aus den Königreichen Portugall, Andalusien, Murcia, Valenzia und dem gröſsten Theile von Neu-Kastilien, also aus den schönsten Provinzen Spaniens bestand.

Mit dem Anfange des eilften Jahrhunderts fing auch die Herrschaft der Mauren in Spanien an, sich ihrem Untergange zu nähern. Die Befehlshaber in den verschiedenen Provinzen maſsten sich einer ihnen nicht gebührenden Gewalt an, blieben unter einander nicht einig, und so entstand ein 200 Jahr fortdauerndes Blutbad unter den Mauren, welches sie schwächte, und wodurch es den Spaniern möglich ward, ihre Beherrscher zu überwinden.

In dieser unruhigen und nachtheiligen Verfassung blieben die Mauren, bis zu der Vermählung der Königin Isabelle von Kastilien mit Ferdinand dem Katholischen, Erben von Arragonien, durch welche die beiden mächtigsten Reiche von Spanien mit einander vereinigt wurden. Man bekriegte nun die Mauren mit glücklichem Erfolge, und im Jahr 1490 blieb den Muselmännern in Spanien bloſs der Bezirk von Granada übrig. Ferdinand, an der Spitze eines Heeres von 60000 Mann auserlesener Truppen, fing den 9 May 1491 die Belagerung von Granada an, und diese Belagerung, welche der Regierung der Mauren in Spanien ein Ende machte, verdienet etwas ausführlicher angeführt zu werden. — Isabelle, welche durch ihren Verstand und einnehmende Eigenschaften die Liebe und das Zutrauen aller ihrer Unterthanen zu erwerben gewuſst, hatte sich selbst mit dem Infant, der Infantin, und dem glänzendsten Hofstaate, den Europa damahls kannte, in das Lager begeben. Diese kluge Fürstin, die ihre sonst strengen und ernsthaften Gesinnungen nach den Umständen zu mildern wuſste, verband die mühvollen Beschäftigungen des Krieges mit Festen und Lustbarkeiten. Turniere dienten nach den Gefechten zu Erhohlungen; Erleuchtungen, Bälle und andere glänzende Vergnügungen füllten die in diesem Lande ohnehin schönen Sommernächte aus. Freude, Muth und Hoffnung begeisterten alle Gemüther; ein einziges gefälliges Wort der Königin gab den Kriegern Kraft und Stärke; ein einziger freundlicher Blick von ihr feuerte zu Heldenthaten an, indessen unter den Belagerten Miſstrauen zu ihren Kräften herrschte, und dadurch diese Kräfte verzehrte. Zu diesem Miſstrauen gesellte sich die Bestürzung und die traurige Gewiſsheit, daſs es ihnen zuletzt an Lebensmitteln fehlen würde, die den Muth der Belagerten ganz darnieder schlug. Indessen dauerte die Belagerung doch fast 9 Monate.

Ein unglücklicher Vorfall, der sich während derselben in dem Spanischen Lager ereignete, gab zu einer merkwürdigen Unternehmung, nehmlich

zu der Erbauung einer Stadt Veranlassung, welche, wegen ihrer sonderbaren Entstehung, in der Geschichte der architektonischen Unternehmungen einen Platz verdienet. In dem Zelte der Königin kam Feuer aus, und das ganze Lager gerieth dadurch in Brand. Um den Belagerten zu beweisen, daſs sogar dieser Unfall nicht vermögend wäre, der Belagerung ein Ende zu machen, befahl man, daſs statt des abgebrannten Lagers eine Stadt erbauet werden sollte, und dieser nur einer Isabelle angemessene groſse und sonderbare Gedanke ward in 80 Tagen ausgeführet. Diese Stadt selbst bestehet noch unter dem von der Königin ihr beygelegten Nahmen *Santa Fé*. Endlich waren die Mauren nach einer tapfern und beharrlichen Gegenwehr genöthiget, sich zu ergeben, und Isabelle und Ferdinand hielten am 2 Januar 1492 ihren Einzug in Granada. Durch diese Eroberung endigte sich die Regierung der Mauren in Spanien, welche 782 Jahr gedauert hatte. Sie suchten zwar nach dem Verluste von Granada sich noch einige Zeit in Spanien zu erhalten, ihre Bemühungen waren aber fruchtlos. Ferdinand verfuhr gegen diejenigen, die sich seiner Oberherrschaft noch wiedersetzen wollten, mit vielem Ernst, und an 50000 Mauren faſsten den Entschluſs sich taufen zu lassen.

Unter Ferdinands Nachfolgern versuchten es die Mauren von neuem, sich der Spanischen Herrschaft zu entziehen, ihr Unternehmen gelang jedoch nicht; und endlich vertrieb Philipp III. im Jahr 1609 selbige ganz aus Spanien. Der gröſste Theil begab sich nach Afrika, wo ihre dermahligen Nachkommen immer noch alle Feyertage Gott anrufen, sie wieder in dem Besitz des schönen Granada zu setzen.

In Absicht auf den Karakter hat dieses Volk mit keinem andern eine Ähnlichkeit. Es besaſs ihm eigne Fehler und Laster, eigene Tugenden und Verdienste, und eben so eine ihm eigene Gesichtsbildung. Die feine Galanterie, durch welche die Mauren in ganz Europa sich bekannt gemacht haben,

machet einen sonderbaren Kontrast mit den wilden Eigenschaften der afrikanischen Völker. Diese nehmlichen Mauren, welche im Gefechte einen Ruhm darin suchten, mit Geschicklichkeit einen Kopf abzuhauen, ihn an den Sattelknopf zu befestigen, und die Stadtmauern oder die Thüren ihrer Palläste damit zu zieren; diese dabey stets unruhigen, stets zum Aufruhr geneigten Männer, waren zugleich die zärtlichsten, leidenschaftlichsten und gefälligsten Liebhaber. Zwar sahen sie ihre Weiber als Sklavinnen an, so bald aber eine Frau von einem Mauren geliebt ward, so besaſs sie sein Herz ungetheilt, und beherrschte es unumschränkt. Um den Beyfall der Geliebten zu erhalten strebte der Maure nach Ruhm; verschwendete seine Reichthümer, gab glänzende Feste, und setzte willig sein Leben in Gefahr.

Diese sonderbare Mischung von Sanftmuth und Grausamkeit, von Delikatesse und Barbarey, diese brennende Begierde, sich bey seiner Geliebten als den Tapfersten und Beständigsten auszuzeichnen, entstand wahrscheinlich aus der Einwirkung des schönen Himmelsstrichs von Spanien, und der Sitten und Denkungsart der an einen frohen Lebensgenuſs gewohnten Spanier, auf den an sich feurigen, heftigen und rohen Karakter des Mauren: wobey durch die aus Afrika nach Spanien nachkommenden Schwärme die schnelle Verbreitung der sanftern spanischen Sitten doch gehindert und unterbrochen ward, und das Ganze immer noch einen Hauptzug von Rohheit behielt.

Allerdings lag in ihren Sitten und in ihrer Lebensart verschiedenes, das ihren Untergang in Spanien vorbereitete. Ihre Unbeständigkeit und Liebe zu Neuerungen, ihr unruhiger Karakter, lieſs sie selten mit ihrem Zustande zufrieden seyn, und reitzte sie zu häufigen innerlichen Kriegen, wodurch sie ihre Kräfte verschwendeten und sich schwächten. Ihre Neigung zur Pracht, zu glänzenden Aufzügen und Lustbarkeiten, zur Erbauung kostbarer Denkmähler, erschöpfte ihre Schätze; und über dieses mangelten ihnen

gute Gesetze, die der einzige dauerhafte Grund des Glückes der Nationen sind. Mit allen ihren Fehlern wird man aber wieder durch viele Tugenden und andere gute Eigenschaften, die sie besaſsen, ausgesöhnt. Die ausgezeichnete Tapferkeit durch welche sie sogar dem besser disciplinierten Spanier im Angriffe überlegen waren, und die Standhaftigkeit, mit welcher sie nach einer kurzen Betäubung Widerwärtigkeiten ertrugen, und sich dem Willen der Vorsehung unterwarfen, verdienet alle Achtung. Der Hang zur Grausamkeit gegen ihre Feinde im Kriege läſst sich zwar nicht entschuldigen; allein in ruhigen Zeiten waren sie mild und gutmüthig, genossen und verbreiteten unschuldige Freuden des Lebens. Als genaue Beobachter des Mahomedanischen Gesetzes erfüllten sie sorgfältig die schöne Pflicht den Armen wohlzuthun, denen sie nicht allein ihr Brot brachen, sondern auch einen beträchlichen Theil der Früchte des Landes, ihrer Herden und Erzeugnisse mittheilten. Sowohl in den Städten, als auch auf dem Lande, wurden dürftige Kranke auf das beste gepfleget. Und die Gewissenhaftigkeit, mit welcher sie das Recht der Gastfreundschaft beobachteten, zeigt sich in der edlen und rührenden Handlung eines alten Mauren zu Granada, bey welchem ein mit Blut besprützter und von der Gerechtigkeit verfolgter Mensch um einen Zufluchtsort bat, solchen erhielt, und den der Alte vor den nacheilenden Dienern der Gerechtigkeit verbarg, ob sie ihm gleich den Leichnam seines Sohnes, welchen dieser Unbekannte umgebracht hatte, zeigten. Der unglückliche Vater lieferte den Fremdling, dem er einmahl die Gastfreundschaft zugestanden, nicht aus, und erst dann, als die Wache sich entfernt hatte, sagte er zu ihm: G e h e u n d v e r l a s s e m i c h n u n, d a m i t e s m i r e r l a u b t s e y, d i c h z u v e r f o l g e n! —

Ein Volk von so feurigem Geiste, so feinem Gefühl und so lebhafter Neigung zur Pracht und zu Vergnügungen, muſste die bildenden Künste und Wissenschaften lieben und schätzen.

Die Befehlshaber der Mauren unterstützten diese rühmliche Vorliebe, und schon im Jahre 718 suchte Elzemagh die Stadt Cordova zu verschönern, Gelehrte dahin zu ziehen, und verfertigte selbst eine statistische Beschreibung von Spanien.

Abderamus I. welcher den edlen Beynahmen des Gerechten erhielt, liebte ebenfalls die Künste und Wissenschaften, suchte in Cordova Schulen zu errichten, wo man die Astronomie, die Mathematik, die Arzneykunst und die Sprachkunde lehrte, war selbst Dichter und einer der besten Redner seines Reichs und verschönerte Cordova durch viele kostbare Gebäude. Sein Nachfolger Abderamus II. ahmte ihm in diesen Bemühungen nach, und Cordova war unter seiner Regierung der Sitz der Künste und Wissenschaften.

Unter der Regierung seiner Nachfolger geschahe für dieselben nichts erhebliches, bis auf Abderamus III. welcher eine Stadt anlegte, und ebenfalls aufserordentlich kostbare Gebäude aufführen liefs.

Aufser den Maurischen Regenten zu Cordova begünstigten auch die Beherrscher von Granada die Künste.

Mahomed III. zog Gelehrte, Dichter, Philosophen und Astronomen nach Granada, und diese Stadt trat an die Stelle der in die spanische Bothmäfsigkeit zurückgefallenen Stadt Cordova. Vorzüglich kam die Architektur daselbst empor, und unter der Regierung dieses Mahomed III. ward der Bau des berühmten Schlosses zu Alhambra, dessen nachher weitläuftiger Erwähnung geschehen soll, angefangen. Nach ihm ist noch Mahomed VIII. als Beförderer der Künste und Wissenschaften, und als ein für das Glück des Volks thätiger Fürst zu erwähnen.

Nach dieser kurzen Aufzählung der Maurischen Regenten, welche sich am meisten bemühten, Künste und Wissenschaften zu unterstützen, gehe ich zu den verschiedenen Künsten und Wissenschaften selbst über, in denen sich die Mauren hervor gethan haben.

Bey einem so unternehmenden Volke, als die Saracenen, ist die Kriegskunst als die erste und hauptsächlichste Beschäftigung anzusehen. Auch war schon die Numidische Reiterey vorzüglich berühmt. Allein so wie der gröſseste Theil des Heeres in Reiterey bestand, die durch ihren unaufhaltbaren Angriff fruchtbar ward: so fehlte freylich bey den Maurischen Kriegsheeren die Disciplin und die Ordnung, wodurch die Spanier ihnen in der Dauer des Krieges überlegen blieben. Indessen verdienet derUmstand angeführet zu werden, daſs schon bey der Belagerung von Algeziras, im Jahr 1342 des stärksten Platzes im Königreiche Granada, die Mauren sich der Kanonen bedienten. Dieses ist der erste Vorfall, wo deren in der Geschichte Erwähnung geschiehet, denn die Schlacht bey Creci, wo die Engländer auch Kanonen gebrauchet haben sollen, fiel erst 4 Jahr nachher vor.

Unter den ernsthaften Wissenschaften betrieben die Mauren besonders die Geometrie, Astronomie, die Chymie, die Arzneykunde und die Philosophie. Sie hatten hierzu gut eingerichtete Schulen, und es ist nicht zu läugnen, daſs die Mauren ihnen in diesen Wissenschaften viel zu verdanken haben. Ihre Schule hat groſse und gelehrte Männer hervorgebracht, unter welche man z. B. einen Averroes und Abenzoar rechnen kann.

Ersterer war ein berühmter Arzt; der zweyte war dieses ebenfalls, dabey aber auch Wundarzt, Apotheker, Dichter, Philosoph und Rechtsgelehrter, und man sagt, daſs er 135 Jahr alt geworden sey. Er war der erste, welcher den Mauren die Neigung zu der griechischen Litteratur beybrachte, indem er die Werke des Aristoteles in das Arabische übersetzte, und sie mit Anmerkungen begleitete. Da er auſserdem noch verschiedene nützliche philosophische und medicinische Werke schrieb, so erwarb er den doppelten Ruhm, daſs er das Leben seiner Brüder verlängerte, und zugleich die Mittel, dieses Leben glücklich zu machen, erleichterte und verbreitete.

Der forschende Geist dieses Volks zeigte sich ferner in seiner Sprachkunde, indem es seine eigene Sprache sorgfältig studierte und bereicherte. Wenn von der grofsen Anzahl Worte in einer Sprache, welche denselben Gegenstand, jedoch in verschiedener Rücksicht, bezeichnen, auf den Reichthum der Nazion an fein unterschiedenen Begriffen geschlossen werden kann; so mufsten die Araber hierin vor andern Völkern einen grofsen Vorzug haben, da sie mehr als tausend Worte um einen Degen, fünfhundert um einen Löwen, zweyhundert um eine Schlange zu bezeichnen hatten.

Sie wendeten aber diese reiche Sprache auch vorzüglich zur Dichtkunst an, die, nebst der Musik, unter ihre Lieblingsbelustigungen gehörte. In der Musikschule, welche zu Cordova im Jahr 788 durch Alizeriab angeleget ward, bildete sich der berühmte Moussali, den die Morgenländer für den gröfsten Tonkünstler halten. Die Produkte der Maurischen Tonkunst bestanden jedoch nicht, wie bey uns, in Stücken, wo die Harmonie der Töne und die Anwendung verschiedener Instrumente vorzüglich wirkt, sondern blofs in sanften und zärtlichen Gesängen. Der Tonkünstler sang solche, und begleitete sie *unisono* mit einer Art Laute. Diese Musik war, und bleibt noch für Völker hinreichend, welche Neigung für die Dichtkunst haben, und Freude darin finden, durch den Gesang ihre Gefühle auszudrücken, oder eine rührende Geschichte darzustellen.

Diese Gemüthsstimmung war auch der Grund, warum die Mauren, und durch sie die Spanier eine ausgezeichnete Vorliebe für Novellen und Romanzen hatten. Die Araber waren von jeher, und sind noch jetzt, grofse Erzähler. In den innern öden Gegenden von Asien und Afrika versammeln sich die Araber Abends vor den Zelten, um die Erzählung einer interessanten Begebenheit, vorzüglich einer Liebesgeschichte, anzuhören; Stillschweigen und Aufmerksamkeit herrschen dabey.

Zu Granada vereinigte sich damit der Geschmack an der mit Gesang begleiteten Musik. Dichter erzählten in gereimten Stanzen Kriegs - und Liebesabenteuer, Tonkünstler setzten dazu Melodien, und die jungen Mauren belustigten mit diesen Liedern ihre Geliebten und sich. Dieſs ist der Ursprung der unzählbaren Spanischen Romanzen, welche alle aus dem Arabischen entlehnt sind. Es herrscht darin ein einfacher und rührender Stil, alles wird mit sorgfältiger Umständlichkeit erzählet; ihre Feste, ihre Leibesübungen und Spiele, so wie die Waffen der Helden, mit den darauf angebrachten Sinnbildern, werden genau beschrieben.

So nutzbar übrigens für die Neuern die Fortschritte der Araber in diesen Wissenschaften und Künsten waren, so nachtheilig wirkte doch dagegen die Neigung zum Aberglauben und zum Wunderbaren auf dieses mit einer feurigen Imaginazion begabte Volk, das sich dadurch zu nutzlosen und schädlichen Forschen in der Sterndeutung, der Chiromantie, der Cabala und zum Glauben an Zaubergeschichten hinreiſsen lieſs. — Schwachheiten, von denen noch viele vollständiger unterrichtete Personen in neuern Zeiten sich nicht haben losmachen können.

In Ansehung der bildenden Künste, besonders der Mahlerey und Bildhauerey, wurden die Mauren durch die Mahomedanische Religion an groſsen Fortschritten gehindert, da das Gesetz ihnen nicht erlaubte, lebende Figuren nachzubilden. Sie befolgten jedoch dieses Gesetz weniger strenge, als die Türken. Die Califen lieſsen zuweilen ihr Bildniſs auf Münzen oder Medaillen setzen, in den Pallästen zu Cordova und Granada, fanden sich in Marmor, und andern Steinarten verschiedene Figuren von Thieren, und über dem Hauptthore der Stadt, welche Abderamus III. seiner Geliebten zu Ehren erbauen lieſs, war ihr Bildniſs in Lebensgröſse aufgestellt. Indessen erlaubten sich die Mauren nur selten eine Abweichung von diesem Gesetze. Wichtiger waren dagegen ihre architektonischen Unternehmungen. Es scheint

fabelhaft, wenn man lieset, welche Summen die Mauren auf die Erbauung prächtiger Gebäude verschwendeten. Um einen Begriff davon zu machen, will ich eine kurze Beschreibung einiger der wichtigsten derselben beyfügen. Abderamus I. hatte die Stadt Cordova zu seinem Aufenthalte gewählt, die unter dieser Regierung, wo der Feldbau, der Handel, die Künste und Wissenschaften blühten, vorzüglich verschönert ward. Der Calife legte nicht allein neue Vestungswerke um dieselbe an, sondern erbauete auch einen prächtigen mit Gärten umgebenen Pallast, und unternahm endlich im Jahr 786 die Erbauung der dortigen berühmten grofsen Moschee, welche unter seinem Sohne und Nachfolger Hissem gegen das Jahr 800 vollendet ward.

Dieses Gebäude hat zu den Zeiten der Mauren sowohl, als seitdem es zu einer christlichen Kirche eingerichtet worden, verschiedene Veränderungen erlitten. Die wichtigste erfolgte im funfzehnten Jahrhunderte, als man in der Mitte derselben eine von Arcaden in gothischem Stile getragene Kuppel anlegte, und einen Theil des alten Gebäudes abtrug, um ein Chor zu erbauen.

Unter den Mauren bestand diese Moschee aus einem länglichen Viereck, mit einem platten Dache, welches auf Arcaden ruhete, die nicht über 35 Fufs hoch waren. Sie hatte 420 Fufs in der Breite und 510 Fufs in der Länge, die Stärke der Mauer mit eingerechnet. Das Ganze ward, nach einigen von ohngefehr 1000, und nach andern von 778 Säulen unterstützt, wodurch 19 von Morgen gegen Abend, und 29 von Mittag gegen Mitternacht gehende Flügel gebildet wurden. Die Säulen waren vom schönsten und seltensten Marmor; die 24 Thüren mit schöner erhabener Bronze, die Thorflügel des Haupteinganges aber mit goldenem Laubwerk verzieret. Auf der höchsten Kuppel befanden sich drey grofse goldene Kugeln, deren jede einen Granatapfel und eine Lilie von demselben Metall trug: 4700 Lampen brannten alle Nächte in dieser Moschee und man verbrauchte dazu jährlich gegen

20000 Pfund Öhl; so wie zum Räuchern alle Jahre 60 Pfund Aloeholz und eben so viel grauer Ambra nöthig war. So beschreiben die Araber und die alten spanischen Schriftsteller dieses berühmte Gebäude. Dessen dermahlige Beschaffenheit ist nach Swinburns Bericht folgende.

Die diese Moschee umgebenden Strafsen sind schmal und so angelegt, dafs sie keine vortheilhafte und vollkommene Ansicht gewähren; wobey man jedoch nichts einbüfset, da das äufsere Ansehen nichts Anziehendes und Interessantes hat. Die Mauern sind fast ganz glatt, und nicht sehr hoch; das Dach ist hinter abgestuften Zinnen versteckt. Auf der Morgenseite ist das Gebäude durch dreyzehn Strebepfeiler, und ungefehr in eben der Mafse auf den übrigen Seiten gleichsam getheilet. Die in einigen Abtheilungen ausgebrochenen Thüren waren mit Stuk von verschiedenen Farben verzieret. Gegen Mitternacht befindet sich ein sehr erhabener Glockenstuhl von neuer Bauart, welcher den Eindruck, den diese Façade machte, ganz abändert. Siebenzehn Thüren führen in die Kirche und das Kloster. Dieses Kloster oder dieser verschlossene Bezirk diente sonst den Arabern zu ihren gottesdienstlichen Reinigungen, auch liefsen sie in selbigem ihre Sandalen stehen, wenn sie sich in den Tempel begaben. Er besteht aus einem länglichen Viereck von 510 Fufs Länge, und 240 Fufs Breite. Ein von zwey und sechsig Pfeilern unterstützter und 25 Fufs breiter Bogengang umgiebt diesen Platz von drey Seiten. Die Mitte ist mit drey schönen Springbrunnen, hohen Cypressen, Orangenbäumen und Palmen gezieret, wo man bey der brennenden Mittagshitze einen angenehmen Ruheplatz findet.

Das zweyte pracht - und wundervolle architektonische Unternehmen ward unter Abderamus III. aufgeführet. Er erbauete drey Meilen von Cordova eine neue Stadt, die er nach dem Nahmen seiner Geliebten Zehra nennete. Der Pallast daselbst ward nach Grundrissen aufgeführt, welche die berühmtesten Architekten in Konstantinopel, der damahligen besten

Schule für die bildenden Künstler, entworfen hatten. In diesem Gebäude befanden sich 1114 theils von afrikanischem, theils spanischem; 19 von italiänischem Marmor, und 114 kostbar gearbeitete Säulen. Diese letztern waren ein Geschenk des griechischen Kaisers. Der Reichthum des Thronzimmers übertraf alles, was man davon sagen kann. Die Wände waren mit Marmor ausgelegt und mit Gold verzieret. In der Mitte war ein marmornes Wasserbecken, mit verschiedenen Figuren von Thieren, welche Wasser von sich gaben. Alle diese Bildsäulen waren vergoldet und mit Edelgesteinen besetzt. Das Becken war in Konstantinopel gearbeitet, und man hielt die Figuren an selbigem für das Meisterstück der berühmtesten dortigen Bildhauer. Die übrigen Zimmer waren nicht minder kostbar. Die entferntesten derselben waren für die Weiber, die Sklaven und die Schwarzen bestimmt. Über dem Haupteingange der Stadt befand sich die Bildsäule der schönen Zehra, nach welcher die Stadt ihren Nahmen erhalten hatte. Diese Stadt war der liebste Aufenthalt des Regenten, der gewöhnlich sich daselbst mit der Jagd ergetzte, und wohin ihn immer ein Gefolge von 12000 Reiterey begleitete. Bey der Rückkunft von der Jagd begab sich der Fürst um auszuruhen, in einen in der Mitte des Gartens erbaueten Pavillon, aus welchem die ganze umliegende Gegend übersehen werden konnte. Säulen vom weifsesten Marmor trugen dieses Gartenhaus, das mit Mahlerey, Vergoldungen und eingelegten Edelgesteinen im Innern verzieret war. In der Mitte befand sich ein mit Quecksilber angefülltes Geschirr, das bey jeder Bewegung, welche in dem Zimmer vorgenommen ward, erzitterte, und die Sonnenstrahlen zurückwarf, welche durch einige in der Decke verborgen angebrachte Öfnungen herein fielen. Der Unterhalt dieser Stadt Zehra, der Palläste und der Gärten kostete jährlich ungefehr 852000 Rthlr, welches in einem Zeitraume von 25 Jahren 12625000 Rthlr. beträgt. Wenn man zu diesen noch die aufserordentlichen Summen rechnet, welche zu der Erhaltung eines

Serails von 6000 Personen, eines noch zahlreichern Hofstaats, einer Leibwache von 12000 Lanzenträgern, einer unglaublichen Anzahl von Pferden, den zahlreichen Kriegsheeren, die Abderamus III. fortdauernd unterhielt, und zur Bezahlung seiner übrigen Dienerschaft gehörten, so möchte man den Aufwand dieses Fürsten unter die Feenmährchen rechnen. Um sich die Möglichkeit zu denken, wie diese Ausgaben bestritten werden konnten, muſs man wissen, daſs die Mauren den schönsten Theil von Spanien besaſsen, daſs dieses Land so auſserordentlich bevölkert war, daſs man zu Cordova allein an 20000 *) Häuser, 600 Moscheen und 900 öffentliche Bäder zählte. Über dieses bemühten sich die Mauren sehr, die Landwirthschaft und den Ackerbau aufzumuntern, welcher während ihres Aufenthalts in Spanien auſserordentlich blühte. Auch war der Handel, und über dieses zu den damahligen Zeiten der Bergbau sehr ergiebig; daſs also durch alle diese Quellen die Einkünfte Abderamus III. über zwölf Millionen Dinars an Golde kamen; welche Summe nach unserm Gelde dreyſsig Millionen Thaler gerechnet worden sind, welches zu den damahligen Zeiten eine auſserordentliche Summe war; wozu dann noch die Abgaben, welche in Natur-Produkten abgeführet wurden, zu zählen sind.

Doch es ist Zeit zu der wichtigsten architektonischen Anlage der Mauren in Spanien, und von welcher die beträchtlichsten Spuren übrig geblieben sind, überzugehen. Dieſs ist Alhambra.

Diese alte Vestung, die Residenz der Maurischen Beherrscher von Granada, hat ihren Nahmen von der rothen Farbe der Baumaterialien, von denen das Schloſs erbauet ist. Alhambra heiſst nehmlich ein rothes Haus. Der gröſste Theil der Könige von Granada fand Gefallen daran, die alten Gebäude

*) Aller Wahrscheinlichkeit nach waren jedoch diese Häuser sehr klein, weil bey den Mauren gewöhnlich nur eine Familie ein Haus bewohnte.

zu verschönern, und neue Gebäude hinzuzufügen, welche man dermahlen *Torres de la Campana* nennet.

Alhambra liegt zwischen zwey Flüssen auf einem sehr hohen Berge, von welchem man die ganze ausnehmend schöne Gegend übersehen kann. Alles was wir von Architektur kennen, kann uns keinen richtigen Begriff von der Baukunst der Mauren geben. Sie führten Gebäude neben einander auf, ohne sich um Ordnung, um Symmetrie und um das Ansehen, welches alles dieses gewähren würde, zu bekümmern. Ihre ganze Aufmerksamkeit richteten sie auf das Innere, in dessen Verzierung sie alles, was ihr Geschmack und ihre Liebe zur Pracht ihnen angab, verschwendeten, um Bequemlichkeiten und Luxus mit den reitzenden Schönheiten der Natur zu vereinigen. In Sälen mit Marmor ausgetäfelt, waren einladende mit reichen Zeugen bekleidete Ruhebetten vertheilt; kühlende Springwasser strebten nach der Decke der Säle empor, und Gefäſse mit wohlriechenden Kräutern, Myrthen, Orangerie und Blumen gefüllt, verbreiteten einen balsamischen Geruch.

Das Schloſs zu Granada, welches man noch jetzt siehet, hat äuſserlich wenig schönes. Man kommt dahin auf einem sehr angenehmen Spatzierwege, der oft durch Bäche durchschnitten und durch abwechselnde Gruppen von Bäumen verschönert wird.

Den Eingang in das Schloſs bildet ein groſser viereckiger Thurm, ehedem der Thurm des Gerichts genannt. Eine Inschrift lehret, daſs hier der König, dem alten orientalischen Gebrauche gemäſs, Gericht hielt. Verschiedene hier gestandene Gebäude sind niedergerissen worden, um Platz zu einem, für Karl V. zu erbauenden Pallaste zu gewinnen, dessen Beschreibung jedoch nicht hieher gehöret.

Von der Mitternachtseite gelangt man zu dem alten Pallast der Maurischen Könige. Der erste Vorhof bestehet aus einem länglichen Viereck, mit einem Bogengange umgeben, dessen Mauern und Decken mit Mosaik belegt,

und mit Arabesken in Mahlerey, Vergoldung, Bildhauerarbeit und Stuk, verzieret sind. Alles ist aufserordentlich schön gearbeitet; in den Füllungen und Friesen findet man Inschriften aus dem Alcoran, wovon hier eine als Beyspiel des Maurischen geblümten Styls folget:

> „O Nazar, du ward'st auf dem Throne geboren, und, dem Sterne ähnlich, welcher uns den Tag ankündigt, glänzest du durch deinen eigenen Schein. Dein Arm ist unser Schutz, deine Gerechtigkeit das Licht, das uns leuchtet; durch deine Tapferkeit besiegst du die Mächtigsten; durch deine Güte, machst du die zahlreiche Anzahl Kinder deines Volks glücklich; mit Ehrfurcht beleuchten dich die Gestirne, mit Liebe die Sonne; und die Ceder, Königin der Wälder, neiget ihr stolzes Haupt vor dir, und wird durch deine mächtige Hand wieder aufgerichtet."

In der Mitte dieses mit weifsem Marmor belegten Vorhofs, ist ein grofses Becken mit fliefsendem Wasser, tief genug, dafs man darin schwimmen kann. Auf zwey Seiten fassen ihn Blumenbeete und Alleen von Orangerie ein. Dieser Platz hiefs *Communa* oder *del Mesucar*, d. i. das allgemeine Bad. Von da kommt man in den *Quarto de los Leones*, oder den Löwenhof. Dieser Hof, welcher 100 Fufs Länge und 50 Fufs Breite hat, wird von einem Säulengange von weifsem Marmor umgeben. Die Säulen sind bald einzeln, bald zwey und zwey, und zuweilen drey und drey zusammen gestellt, sehr schlank und sonderbar verziert. Ihre Leichtigkeit und ihre Grazie erfreuen das erstaunte Auge. Die Wände und vorzüglich die Decke der Gallerie welche den Hof einschliefst, sind theils in Gold, theils himmelblau gemahlt, theils mit Arabesken von Stuk verziert, welche so schön, fein und zart gearbeitet sind, dafs unsere geschicktesten Künstler Mühe haben würden, selbige nachzuahmen. In den Verzierungen selbst lieset man Stellen aus dem Alcoran, welche jeder gute Muselmann unaufhörlich wiederho-

len soll: „Gott ist grofs, Gott allein ist Sieger. Himmlische Freude, Wonne des Herzens, Glückseligkeit für die, so an ihn glauben.“ Die beiden Enden des Vierecks werden von zwey Kuppeln von 15 bis 16 Fufs im Umfange geschlossen, welche, wie alles übrige, auf Säulen von weifsem Marmor ruhen. Endlich zeigt sich in der Mitte des Hofes ein sehr grofses Becken von Alabaster, das von zwölf aus weifsem Marmor gehauenen Löwen getragen wird, und über welches sich ein kleineres erhebt. Wenn die Röhren gut unterhalten waren, gaben sie einen starken Wasserstrahl, der aus einem Becken in das andere fiel, sich in die Löwen ergofs, aus ihren Rachen wieder ausströmte, und in den Behälter abflofs, wodurch ein fortdauernder Wasserfall gebildet ward.

Da die Araber Vergnügen daran fanden, die Dichtkunst mit der Bildhauerkunst zu verbinden, so sind auch an diesem Wasserbecken eine Menge Inschriften angebracht. Die übrigen Merkwürdigkeiten in Alhambra bestehen theils in verschiedenen Audienz - und Gerichtssälen, theils in Bädern für den König, die Königin und ihre Kinder. Auch siehet man noch das Schlafzimmer des letztern, wo die Betten neben einem Springwasser im Alcoven auf einer Erhöhung von gebrannter Erde standen. In dem Musiksaale befanden sich in vier erhöhten Tribunen die Musiker, die Versammlung selbst safs auf Teppichen am Rande eines Bassins von Alabaster. In dem Kabinette, wo die Königin sich ankleidete, und aus welchem die Aussicht ganz vortrefflich ist, findet man ein Becken von weifsem Marmor, in welchem eine Menge Öfnungen angebracht sind, um den Wohlgeruch des unter dem Gewölbe angezündeten Rauchwerks aufsteigen zu lassen.

Wenn man aus Alhambra kommt, erblickt man auf einem Berge den berühmten Garten, Generalif, d. i. Garten der Liebe, genannt. Der Pallast daselbst, wo die Könige von Granada das Frühjahr zubrachten, war mit eben so viel Pracht, als Alhambra erbauet. Anjetzt ist er ganz zerstöret, aber

die vortreffliche Gegend und die mahlerischen Ansichten unterhalten noch immer das Auge ohne es zu ermüden. Überall siehet man Springwasser und Kaskaden.

Nun noch einige Worte über die Wirkungen des Maurischen Geschmacks auf die Architektur der übrigen Länder Europens, und von der Maurischen Architektur überhaupt.

Die Siege der Mauren verleiteten ihre Anführer und Herrscher in allen eroberten Ländern Denkmähler ihrer Gröſse zu hinterlassen. In Afrika und Spanien, wo dieses Volk Zeit genug hatte, groſse architektonische Unternehmungen auszuführen, findet man überall Beweise seiner Liebe zu den Künsten und Wissenschaften.

Aron, Fürst der Saracenen und Liebhaber der bildenden Künste, errichtete einen genauen Freundschaftsbund mit Karl dem Groſsen, und erlaubte auf dessen Veranlassung die Herstellung der Kirche zum heiligen Grabe in Jerusalem. Dadurch wurden die Franzosen und Deutschen mit dem Geschmack dieses Volkes in der Architektur bekannt; der nachher bey dem Eindringen der Mauren in Spanien sich in andere Länder Europens verbreitete und Nachahmer fand, wie man aus der gothischen Bauart des neunten und zehnten Jahrhunderts siehet. Da Mahomeds Gesetz den Arabern nicht erlaubte, lebende Geschöpfe in den Verzierungen anzubringen, so verwendeten sie alle ihre Mühe auf sonderbare Schnörkel, die sie, bey ihrer Geschicklichkeit in der Bearbeitung der Steine, an ihren Gebäuden anbrachten.

Karl der Groſse, der diesen Geschmack liebte, lieſs an den Gebäuden, die er zu Aachen anlegte, viele dergleichen Verzierungen anbringen, und der damahls herrschende Gothische Geschmack erhielt dadurch einen Stoſs. Die groſse Kirche in Aachen giebt einen Begriff von dieser Architektur. Die Gebäude erhielten nachher den höchsten Grad von Kühnheit; die Mauern wurden künstlich durchbrochen; hatten viel ähnliches mit Spitzen-Mustern

oder Filagran-Arbeit, und gewannen bey aller Dauerhaftigkeit dennoch das Ansehen der Schwäche. Dieser Geschmack ist es, in welchem die Domkirchen zu Rheims, zu Strasburg, und die Kirche des heiligen Eustachius zu Paris erbauet sind. Man gab dieser Bauart den Nahmen der Neugothischen. Die Gebäude in diesem Geschmacke geben jedoch nur unvollkommene Begriffe von der Arabischen, Saracenischen oder Maurischen Architektur, weil Karl der Groſse und seine Nachfolger zugleich die Maurische, die Griechische und die Römische Architektur nachahmten, woraus denn ein unzusammenhängendes Ganzes entstand.

Von den in Maurischem Geschmack entworfenen Blättern zeigt das erste so viel möglich alles, was den Maurischen Geschmack eigentlich karakterisieret.

Dieses Karakteristische bestehet vorzüglich mit in der Struktur der Säulen. Sie waren schlank, und so dünne, daſs sie oftmahls, wie zu Alhambra, 9 Fuſs Höhe (das Fuſsgestelle und das Kapitäl mit eingerechnet) und nur 8 Zoll im Durchmesser hielten. Die Zeichnung der Kapitäler war verschieden, sie waren aber immer von sonderbarer Gestalt. Die Bogen, welche auf diesen Säulen ruheten, liefen nicht, wie in der Gothischen Architektur, spitzig zu, sondern hatten meistentheils die Gestalt eines Hufeisens.

Der untere Theil der Mauern war von der Erde bis zu einer Erhöhung von ungefähr fünf Fuſs mit blauen und gelben Ziegeln, schachförmig ausgesetzt; in den obern Theilen der Wändeverzierungen aber fand sich schöne und auſserordentlich fein behandelte Stukarbeit angebracht. Die verschiedenen Muster dieser Verzierungen in Stuk, wurden mittelst kleiner viereckiger Formen aufgetragen, die man nach und nach andrückte und sorgfältig an einander paſste. In den Einfassungen waren Sprüche aus dem Alcoran angebracht; die Decken aber waren vergoldet oder gemahlt.

In der Mitte des Blattes erblickt man die Ansicht von *Alhambra* selbst.

Auf dem zweyten Blatte befinden sich in A. und B. zwey Tische, in C. aber ein Stuhl im Maurischen Geschmack.

Die vorzüglichsten Werke, deren ich mich bey diesem Geschmack bediente, sind die oben angeführten:

Voyage de Henri Swinburne en Espagne en 1775 *et* 1776 und *Précis historique sur les Maures d'Espagne*, *par le Chv. de Florian* 1791.

Endlich auch ein sehr schönes in Spanien herausgekommenes Werk:

Antiquedades Arabes de Granada y *Cordoba*.

Dieses Werk ward auf Veranlassung des Grafen *Florida Blanca* unternommen, und von den Architekten *D. Juan de Villa nueva*, *D. Pedro Arnal* und dem *Ingenieur Capitaine*, *D. Joseph de Hermosilla*, ausgeführet.

Es bestehet aus 31 Blatt in *Folio*, welche die Alterthümer von *Alhambra* und *Cordova*, ingleichen den von Carl V. zu *Alhambra* erbauten Pallast vorstellen.





C. F. Schuricht in. — J. G. Schmidt sc. Dresde.

Türkischer Geschmack.

Das Türkische Reich, eines der weitläuftigsten und mächtigsten Reiche der Welt, von dem schönsten Klima begünstiget, zählet unter seinen Provinzen Griechenland, das ehemahlige Mutterland der Künste und Wissenschaften; es hat eine Hauptstadt, darin die Kräfte und das Vermögen von einer Million Einwohner zusammen gedrängt sind — und demungeachtet müssen hier die Wissenschaften und bildenden Künste ohne alle Aufmunterung danieder liegen, indem sie sonst fast überall fortschreiten.

Ehe ich zu einem Abrisse des Türkischen Geschmacks in den bildenden Künsten selbst übergehe, glaube ich die Ursachen dieses gänzlichen

Verfalls der Kunst in Ländern, wo sie ehedem blühete, oder doch betrieben ward, kürzlich berühren zu müssen, weil darin zugleich der Grund der gegenwärtigen Beschaffenheit des türkischen Geschmacks liegt.

Die Unterjochung der Länder, die jetzt unter türkischer Herrschaft stehen, durch ein kriegerisches, rohes und stolzes Volk, das durch religiöse Grundsätze eben so sehr, als durch die Geringschätzung, mit welcher es auf die Überwundenen und deren Künste herabsah, zur Zerstörung der schönsten Werke des Geschmacks hingerissen, und von aller Beschäftigung mit Wissenschaften, die ihm nicht schon bekannt waren, abgehalten ward, ist die hauptsächliche und hinreichende Ursache, die alle Früchte des Genies und des Fleifses mit einem Male zerstörte, und der Herstellung der Künste und Wissenschaften noch immer entgegen stehet.

Das von Muhamed ertheilte Verbot aller bildlichen Vorstellungen belebter Gegenstände unterdrückt die Mahlerey und Bildhauerkunst fast gänzlich; und wenn dasselbe auch hie und da im geheim übertreten wird, so wirket dieses doch nicht auf das Ganze.

Orientalische Trägheit und Weichlichkeit, unterstützt durch die politischen Einschränkungen, halten den Grofs-Sultan ab, Künste und Wissenschaften kennen zu lernen und sie zu befördern, — und das Beyspiel des Fürsten wirkt auf die übrigen Grofsen des Reichs.

Die Unsicherheit in Absicht auf das Vermögen, dessen man sich oft in einem Augenblicke beraubt siehet, ist ein anderer Grund, allen in die Augen fallenden Aufwand für Kunstwerke zu vermeiden; so wie die häufigen Feuersbrünste die Neigung zu Unternehmung grofser Gebäude unterdrücken.

Überdiefs hält die ganz eigene Anhänglichkeit der Nation an ihre Sitten und Gebräuche den gröfsesten Theil ab, sich um die Ausländer und deren Produkte des Geistes zu bekümmern. Und wenn auch einer

oder der andere dazu geneigt seyn sollte, so ist der Mangel an Gelegenheit die europäischen Sprachen zu erlernen, und die eben so groſse Schwierigkeit Bücher zu bekommen, ein neues Hinderniſs für den Wiſsbegierigen, indem weder durch Übersetzungen guter Schriften, noch durch Buchdrukkereyen für die Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse gesorgt wird. Man hat zwar verschiedene Versuche gemacht, Buchdruckereyen in Constantinopel anzulegen; allein keine derselben hat Bestand gehabt, woran zum Theil die groſse Menge Leute schuld ist, die sich bloſs vom Abschreiben nähren, durch eine Buchdruckerey ihren Erwerb zu verlieren befürchten, und daher dergleichen Unternehmungen, so viel ihnen möglich ist, zu hintertreiben suchen.

Unter diesen Umständen, bey der allgemeinen Stimmung des Volks und den Fesseln, welche die Vorschriften des Korans den Künsten anlegen, können Mahlerey und Bildhauerey, selbst Musik und Tanz, beynahe gar nicht als existierend angesehen werden, und in Absicht auf die Baukunst ist nicht zu erwarten, daſs ein mit fremden Kenntnissen unbekanntes, stolzes und träges Volk sich über die Beyspiele, die es in dem eroberten Lande vorfand, empor geschwungen, oder einen eignen Geschmack sich gebildet haben sollte.

Die Züge zu dem Gemählde von dem, was man türkischen Geschmack nennen kann, muſs man in der Hauptstadt sammeln; und ich will daher etwas von dieser sagen, und sodann jene Züge entwerfen.

Constantinopel im Ganzen ist der Lage nach unter die schönsten und zur Handlung am bequemsten gelegnen Städte zu rechnen. Die Stadt hat die Gestalt eines Dreyecks, dessen eine Seite das feste Land, die beiden andern aber das Meer begrenzt; gegen Mittag nehmlich ist das Meer von Marmora und der Hellespont, gegen Morgen der Ausfluſs des schwarzen Meeres, und gegen Mitternacht der ungemein groſse und für

die Schiffe sehr bequeme Hafen, welchen ein aus der Meerenge gegen Nordwesten in das Land hinein dringender Kanal bildet. Die Stadt kündigt sich von aufsen sehr schön an, weil sie sich vom Ufer auf allmählich erhebt, und so einem Amphitheater gleicht. Bey dem Eintritt in die Stadt selbst verliert sich das Schöne sehr, weil die Strafsen und ein grofser Theil der Häufser sehr unreinlich, erstere auch bergig und für die Fufsgänger sehr unbequem sind. Wohlhabende Personen reiten jederzeit, wenn sie in der Stadt Verrichtungen haben, da man in der ganzen Levante den Gebrauch der Kutschen nicht kennt, die Stadt aber von einer ungeheuern Gröfse ist, und über 40000 Häuser in sich fasset.

In der Mefs - und der Baukunst sind die Türken mit den ersten Anfangsgründen bekannt: aber sie haben noch keines von den schönen Gebäuden aufgeführt, welche durch kluge Anwendung der verschiedenen Säulenordnungen, durch Regelmäfsigkeit des Ganzen und der einzelnen Theile den übrigen europäischen Ländern zur Zierde dienen.

Hier siehet man nichts von jenen grofsen und schönen öffentlichen Plätzen, gepflasterten Wegen, nach der Schnur erbauten Gassen, Pallästen, Triumphbogen, vortrefflichen Obelisken und prachtvollen Verzierungen, durch welche die Griechen und Römer sich verewigten, und ein Theil der neuern Nationen noch auszeichnet; aber man kann den Türken dennoch Kühnheit und selbst einigen Geschmack in ihren Gebäuden nicht absprechen, und man findet in vielen ihrer Monumente und öffentlichen Gebäude Merkmale von Talent und Scharfsinn des Baumeisters.

Die Form der Häuser bey diesem Volke weichet von der sonst gewöhnlichen ab. Meistentheils sind sie nur von einem, höchstens von zwey Stockwerken; sehr wenige haben deren drey. Das Erdgeschofs ist der Dienerschaft überlassen, und besteht in zwey bis drey grofsen Stuben, welche *Coghosch's* genennt werden, und welche sie gemeinschaftlich bewohnt.

Die Wohnung des Herrenhauses ist immer in zwey Flügel getheilet, deren einer für die Frauen bestimmet ist.

Die Treppe führt zu einer Art grofsen Saales, welchen man *Biwan-khané* nennet, und welcher in grofsen Häusern sehr geräumig ist; er dient zugleich als Vorhaus und führet zu allen Stuben desselben Geschosses, welche um selbigen her angelegt sind. Die Leichtigkeit der Bauart, die Höhe der Zimmer, die doppelten übereinander angebrachten Fenster, und die gute Verbindung der Zimmer selbst, bewirken dafs man hier angenehm und heiter wohnet.

In allen Stockwerken, sogar in den Häusern des gemeinen Volkes, ist der Fufsboden gedielet. Man bedienet sich gemeiniglich hierzu des gewöhnlichsten Holzes. In den vornehmen Häusern wird dieser Fufsboden von Nufsbaumholze gefertigt, auch zuweilen mit Tafeln von Marmor oder andern Steinen beleget; doch geschiehet dieses nur in Bädern, Küchen, bey Treppen und in Sälen der öffentlichen Gebäude. Überhaupt kann man nichts einfacher, als die türkischen Gebäude finden. Will ein Vornehmer Verzierungen an selbigen anbringen, so geschiehet solches nur im Innern des Gebäudes, nie aber an der Aufsenseite. Sogar die Häuser der türkischen Unterthanen, welche sich nicht zu der türkischen Religion bekennen, sind schwarz oder mit dunkeln Farben angestrichen. Kein Einwohner hat die Freyheit, seinem Geschmack bey der Erbauung seines Hauses zu folgen. Er darf keine Fenster öffnen, welche auf das Haus oder das Eigenthum eines andern gehen; das Gesetz ist hierüber aufserordentlich strenge. Auch kann man nicht das Haus so hoch, als man will, bauen; die Policey bestimmt die Höhe desselben, sie ist von 12 französischen Schuhen für die Häuser der Muhamedaner und von 10 für die, die solches nicht sind. Die Absicht hievon ist, die Verminderung der Feuersgefahr, und die Erleichterung des Löschens, ingleichen dafs in den engen Gassen die Luft

gehörig durchstreichen könne, und den öffentlichen Gebäuden, vorzüglich den Moscheen, welche sich über alle andere Gebäude erheben sollen, ein gröſseres Ansehen verschaffet werde. Von dem *Mimar Agha*, welcher in Constantinopel die Oberaufsicht über die Erbauung der Gebäude hat, hängt die Erlaubniſs ab, an das Haus eine Art von Balkon zu erbauen; man nennet sie *Schahnischin*, ein persisches Wort, welches einen königlichen Sitz bedeutet. Von allen Seiten mit Quaderstücken und Jalousien umgeben, machen diese Balkons eine der vorzüglichsten Glückseligkeiten der türkischen Weiber, wenn sie dergleichen haben können, aus.

Im allgemeinen sind die Häuser von Holz erbauet und mit rothen Ziegeln gedeckt. Bloſs die Moscheen und öffentlichen Gebäude sind von Stein, und mit Bley gedeckt, als z. B. das Serail und die Palläste des Sultans. Indessen findet man in einer groſsen Anzahl Häuser doch ein oder zwey Behältnisse, die von Steinen oder Marmor erbauet, und unter dem Nahmen *Kéarkir* bekannt sind; sie sind sehr fest und mit eisernen Thüren und Läden gegen das Feuer gesichert. In diese Behältnisse bringt man bey ausbrechenden Feuersbrünsten die vorzüglichsten Sachen. Die meisten zum Theil sogar unansehnlichen Häuser haben eine groſse doppelte Hausthüre. Wasser befindet sich in allen Häusern in Überfluſs, vorzüglich in den Häusern der Vornehmen. Gewöhnlich hat man eine Cisterne im Hause, welche tief und künstlich angelegt ist. Die Muhamedaner ziehen dieses Wasser wegen seiner Leichtigkeit allen andern vor.

Kein Haus ist durch Zahlen, angeschlagene Zettel oder Wappen bezeichnet. Nur an öffentlichen oder aus frommen Absichten angelegten Gebäuden findet man Inschriften, welche oftmals in einem sehr pompösen Stil mit goldenen Buchstaben geschrieben sind.

Man darf sich nicht wundern, daſs die Straſsen in der Nacht nicht erleuchtet sind; die Sitten der Nation machen diese Vorsicht unnöthig,

denn kein Mensch begiebt sich des Nachts aus seinem Hause. Zu allen Jahrszeiten findet man eine Stunde nach Sonnenuntergang niemanden mehr auf der Strafse, als zuweilen Leute von der Wache oder Bediente, welche mit einer Beleuchtung versehen Aufträge ihrer Herrn auszurichten gehen. Blofs in den Nächten des *Ramazans* findet man die vornehmsten Strafsen, die öffentlichen Plätze, die Palläste der Vornehmen und die Höfe des Serails erleuchtet. Diese Erleuchtung bestehet aus eisernen Pfannen, welche in gewissen Entfernungen von einander auf hohen Pfählen befestiget sind, und in denen man eine rothe Flamme mittelst Kühnholzes und mit Pech überzogener Lappen erhält. Man nennet sie *Mesch dlés*. Übrigens ist sowohl bey Tage als bey Nacht die Sicherheit in allen Städten des Reichs vollkommen, und dieses hat man nicht sowohl den guten Policeyanstalten, als der guten Gemüthsart und den Nationalsitten zu verdanken. Die Landstrafsen sind zuweilen von Strafsenräubern belästiget, aber in dem Innern der Städte, vorzüglich in Constantinopel, wo doch die Bevölkerung aufserordentlich grofs ist, wird die beste Ordnung beobachtet.

Im Innern der Häuser ist das vorzüglichste Meuble der Sopha. Alle Zimmer sind damit versehen, er dienet statt aller bey uns gebräuchlichen Sitze; und in vielen Häusern würde man Mühe haben einen Stuhl zu finden. Überall trifft man Sophas an, welche rings um das Zimmer herum gehen und auf welchen man sich überall bequem setzen kann. Bekanntermafsen sitzet man mit kreuzweis gebogenen Beinen. Diese Sophas, vorvüglich in den für das andere Geschlecht bestimmten Zimmern, sind von geblümten oder gemusterten Sammet, oder auch wohl von andern kostbaren Zeugen. Es ist im eigentlichen Verstande das einzige Meuble des Hauses. Die Kommoden, Konsolen, Encoignuren, Girandoles, Arm- und Kronleuchter, Boiserie und Tapeten, Gemählde und kostbare Betten u. s. w. sind alles Zierrathen die man kaum dem Nahmen nach kennet. Wenn

einer unter den Vornehmen sich von den gewöhnlichen Gebräuchen zu entfernen wünschet und sich theure und kostbare Sachen aus Europa kommen läſst, so wenden sie alle Sorgfalt an diese Stücke den Augen des Publikums zu entziehen, welches immer sehr strenge gegen diejenigen urtheilet, welche eine zu groſse Neigung zum Luxus zeigen, vorzüglich wenn sich dieser Luxus den Gewohnheiten der fremden Nazionen nähert und Beziehung auf ihre Gebräuche hat. Überhaupt zeigen die Säle und vorzüglichsten Zimmer eines türkischen Hauses nichts als eine Wand, die marmorartig gemahlt und mit zwey über einander stehenden Reihen Fenstern durchbrochen ist. Die Scheiben der obern Fenster sind bunt gemahlt; so wie der oberste Theil der Wand meist mit Gemählden von Landschaften, Bäumen, Parterres, Springbrunnen, Blumen oder Früchten verzieret ist.

Mythologische oder historische Vorstellungen findet man nie, da den Muhamedanern die Helden und Halbgötter des Alterthums unbekannt sind, und der Koran die Darstellung von Menschen und Thieren untersaget. Die einzigen Gemählde, welche man etwan in einigen Häusern, als z. B. in den Kramläden, Niederlagen und öffentlichen Caffeehäusern findet, enthalten bloſs den Nahmenszug des regierenden Sultans, in schwarzen, rothen oder goldnen Buchstaben. Bey einigen Officieren findet man noch, nach dem sie entweder zur See oder zu Lande gedient haben, Zeichnungen von Galeeren und andern Schiffen, oder die Zeichen des Regiments oder der Compagnie, wo sie gestanden.

Die Decke des Zimmers ist so wie der übrige Theil des Hauses von Holz, und ebenfalls mit verschiedenen Farben, unter denen die weiſse, grüne und blaue am häufigsten vorkommen, gemahlt. Der Fuſsboden des ganzen Hauses ist den Sommer hindurch mit einer egyptischen Fuſsdecke und im Winter mit inländischen, in Smyrna und Salonichi verfertigten Teppichen belegt. Die Persischen werden wegen ihrer Feinheit und der Schönheit

der Zeichnungen besonders geschätzt. Nur wenige Häuser sind mit Spiegeln verzieret, und auch diese sind nicht grofse in der Wand befestigte, sondern gewöhnliche Spiegel in vergoldeten Rahmen, die meistentheils aus Venedig kommen.

Die Fenstervorhänge bestehen gewöhnlich nur aus Kattun oder einfacher Leinwand. In den Harems der Vornehmen ist gemeiniglich mehr Luxus, sowohl in Meublen als in Verzierungen; man sieht in den meisten dieser reichen Häuser zwey oder drey Zimmer mit Nufs- oder Ölbaumholz ausgetäfelt, und die Wände mit Perlmutter, Elfenbein, chinesischem oder indianischem Porcellain ausgelegt. Diese Arten von kostbaren Verzierungen findet man vorzüglich in den Pallästen der Sultaninnen und bey den Prinzessinnen im Serail. Ofen sind bey den Muhamedanern ganz unbekannt; auch Kamine sieht man nur in einigen Häusern der Vornehmen. Eine grofse mit Kohlen gefüllte kupferne Pfanne, in der Mitte des Zimmers, ist die gewöhnliche Art die Zimmer zu heitzen. Die Weiber setzen sich um einen viereckigen Tisch, unter welchen man eine Wärmpfanne stellet, und den man mit einer oder zwey grofsen Decken belegt. Dieser Tisch wird *Tanndour* genannt, und stehet gemeiniglich in einer Ecke des Sophas. Die um selbigen hersitzenden Weiber nehmen den Zipfel der Decke auf ihre Knie und wärmen sich so auf eine ganz bequeme Art; hier bringen sie ihren Tag zu, arbeiten, speisen zu Mittag und Abend, nehmen Besuch von ihren Anverwandtinnen und Freundinnen an. Diese *Tanndours* machen einen Artikel des Luxus aus; die Decken auf selbigen sind von Atlas, Gold- oder Silberstof oder gesticktem reichem Zeuge.

Die Morgenländer wissen nichts von den Betten der Europäer. Beide Geschlechter schlafen auf dem Sopha, und man sorgt in den Schlafzimmern nur für einen Schrank, in welchem am Tage die Matratzen und die übrigen Bettgeräthschaften aufbewahret werden. Des Abends macht man das Bette

entweder auf dem Sopha, oder auf einer Erhöhung, die ungefähr einen Schuh hoch ist und in allen Zimmern gefunden wird, zurecht. Die Matratzen sind von gewöhnlicher Wolle oder von Baumwolle, nie von Haaren oder Federn. In den vornehmen Häusern wird das Zimmer der Frau vom Hause, wenn sie schwanger ist, einige Wochen vor ihrer Entbindung, vorzüglich bey der ersten Niederkunft, mit Damast, Atlas oder mit einem andern kostbaren Zeuge ausgeschlagen, und das Bette von dem nehmlichen Zeuge zubereitet.

Der Pallast des Groſssultans allein enthält Prachtbetten und Zimmer mit Tapeten von Damast und reichen Zeugen. Speisesäle findet man nirgends. Zur Zeit des Essens läſst sich ein jeder sein Essen dahin bringen, wo er sich befindet. Öfters geschiehet dieses im Garten, und zwar um so leichter, weil ihre Speisen keiner groſsen Vorbereitungen bedürfen. Zu den Mittagsstunden bringen die Bedienten auf ihren Köpfen die Schüsseln, welche auf einem Plateau geordnet stehen, an den Ort, wo gespeiset werden soll. Die Tische sind klein, rund, und mit Kupfer belegt; ein oder zwey Freunde nebst dem Herrn des Hauses sitzen vor selbigen auf den Knieen; die andern setzen sich rund um die Tafel auf Polster. Sind die Gäste noch zahlreicher, so macht man einen zweyten Tisch, und so, wenn es nöthig, auch einen dritten längst des Sophas zurechte.

Da es bey den Türken zur Höflichkeit und guten Lebensart gehöret, denenjenigen, von denen man besucht wird, Tabakspfeifen anzubieten, so findet man in den Sälen der Vornehmen 20, 30 bis 40 lange Pfeifen vertikal neben einander in dazu eingerichteten Behältern aufgestellt; man kann dieses mit zu einem der vorzüglichsten Meubles ihrer Häuser rechnen.

Unter den öffentlichen Gebäuden in Constantinopel ist der Kaiserliche Pallast, der an der Spitze des Dreyecks nach dem Kanal und Hafen zu liegt, nebst dem dazu gehörigen Garten merkwürdig. Er hält beynahe eine halbe

deutsche Meile im Umfange, ist aber mehr eine Gruppe von Pallästen und Zimmern, welche von verschiedenen Kaisern nach ihrem Gutdünken an einander gehangen worden sind. Aufser seiner Gröfse verdient dieser Pallast weder wegen seines äufsern Ansehens noch der Bauart halber besondere Aufmerksamkeit. Der Haupteingang ist von Marmor und wird auf türkisch *Capi* oder die Pforte genannt. Durch dieses Thor kommt man in den ersten Hof, wo das Krankenhaus, die Münze, und einige andere Gebäude stehen. Der zweyte Hof wird der Hof des Diwans genannt, weil sich daselbst der Staatsrath in einem grofsen Saal versammelt, aufserdem sind aber hier noch die Küche, die Schatzkammer und der Marstall. An den Diwan stöfst das eigentliche *Saläi* gegen Norden, und man kommt durch einen bedeckten Gang in das prächtige aber sehr kleine und dunkle Audienzzimmer, worin der Thron steht, welcher einem Himmelbett ähnlich ist. Bis hieher kommen die Abgesandten, weiter aber ist den Fremden der Zugang zu dem Serai nicht erlaubt. Zwischen den beiden Moscheen der Sultane Soliman und Bajazet ist das alte Kaiserliche Serai, darin die Weiber der verstorbenen Kaiser eingeschlossen sind.

Unter den Moscheen oder türkischen Tempeln ist die zu St. Sophia benannte die berühmteste und prächtigste, und stehet dem grofsen Thor des Kaiserlichen Pallastes gegenüber. Sie ist vom Kaiser Justinian von den berühmten Architekten Anthemius von Thralles und Isidorus von Miletus erbauet. Das erhabene Genie dieser Männer brachte hier ein Werk zu Stande, das ihre Zeitgenossen und Nachkommen in Verwunderung setzte, und den eben so schwachen als stolzen Kaiser zu dem Ausrufe hinrifs: Ich habe dich übertroffen, Salomon!

Dieser Tempel hat die Gestalt eines griechischen Kreuzes. Neu und gewagt war zu jenen Zeiten die Anlegung des aufserordentlich grofsen Gewölbes, in der Mitte des Kreuzes und die Kuppel (*Dome*), welche in

der Folge nicht nur nachgeahmet, sondern in Italien und Frankreich weit übertroffen worden. Die Vorderseite des Gebäudes hat nichts prachtvolles, und alle Details an selbiger sind in schlechtem Geschmack.

In den meisten Kaiserlichen Moscheen zu Constantinopel sind viele Säulen von Porphyr, *Verdo antico* oder gewöhnlichem Marmor. Die übrigen Verzierungen schränken sich auf kleine silberne Lampen und künstlich gearbeitete Wandleuchter ein, welche wieder mit kleinen Lampen und Straufseneyern umgeben sind, und auf welchen man Verse aus dem Koran mit goldnen Buchstaben erblickt.

In einigen Moscheen, vorzüglich in der des Sultans Achmet, findet man auch goldne mit Edelgesteinen besetzte Lampen. An den Wänden der Moscheen siehet man nichts als Inschriften, oder eigentlich blofs die Nahmen Gottes, des Propheten, der ersten vier Kaliphen und der Imans Hassan und Hussein, Kinder des Aly, mit goldnen Buchstaben; nirgends aber ein Bildnifs, Gemählde, noch irgend eine Vorstellung weder in Mahlerey noch in Bildhauerkunst. Drey vorzügliche Stücke bezeichnen alle türkische Tempel; diese sind 1) der Altan, *Mihhrab*, welcher in einer sechs bis acht Fufs hohen Nische, in der Mauer am Ende des Tempels angebracht ist, und die geographische Lage von Mekka anzeigen soll; 2) die Tribune der *Mahhfil-Muezzin*, die auf der Linken des Altars stehet; und 3) die Kanzel, *Kursy* des Scheyks, Predigers; sie ist zwey oder drey Stufen erhaben und zur Rechten des Altars. In den vorzüglichsten Moscheen, wo des Freytags und an andern gewissen Tagen gepredigt wird, ist noch eine funfzehn bis achtzehn Stufen hohe Kanzel für den Redner.

Die Kaiserlichen Moscheen, und die wohin der Sultan kommt, sind auch mit einer für den Sultan und seine *Khassodalys*, oder Hofleute, bestimmten Emporkirche versehen. Man findet in keiner Moschee Bänke oder Stühle, dergleichen ohnehin bey den Türken nicht gebräuchlich sind.

Vornehme und Geringe setzen sich ohne Unterschied auf die Teppiche, oder Fuſsdecken, mit welchen der Fuſsboden der Moscheen zu allen Jahreszeiten belegt ist. Da das Gesetz nur Weibern von gewissen Jahren den Zutritt in die Versammlungen der Männer verstattet, so sieht man nur wenige Frauenspersonen in den Moscheen, wo ihnen aber einige mit Jalousien versehene und über der Hauptthüre errichtete Tribunen vorbehalten sind. Durch diese Einrichtung machen die Weiber, nach dem Sinne des Gesetzes, die letzten in der Versammlung.

Neben vielen Moscheen findet man noch besondere, dem Unterrichte in der Theologie und der Gesetzkunde gewidmete Schul - auch besondere Bibliothekgebäude. Sie rühren von den Stiftern der Moscheen her, und man findet anjetzt 35 solche öffentliche Bibliotheken in Constantinopel. Diese Gebäude sind mit Geschmack angelegt und anständig verziert. Die geringste dieser Sammlungen enthält an zweytausend bis zweytausend fünfhundert, und die andern an fünftausend geschriebene Bücher, welche in rothen, grünen oder schwarzen Korduan sauber eingebunden sind. Jedes Buch ist wieder in einem Futterale, auch von Korduan, aufbewahrt. Man leget ein Werk über das andere in Schränke, welche mit Glasscheiben oder Gitterwerk versehen sind, und an der Wand hin, oder in den vier Ecken des Gebäudes stehen.

Der Gebrauch dieser Bibliotheken, über welche eigene dazu bestellte Bibliothekare die Aufsicht führen, stehet einem Jeden täglich, nur mit Ausschluſs der Dienstage und Freytage, offen. Übrigens ist leicht zu erachten, daſs die hier enthaltenen Werke, dem dermahligen Zustande der Wissenschaften angemessen sind.

Eine andere Gattung der vorzüglichsten öffentlichen Gebäude in der Türkey, sind die öffentlichen Bäder, welche man selbst in jedem

Dorfe findet. Diese öffentlichen Bäder heifsen *Hammam*, und sind grösten-theils von Vornehmen und Reichen aus religiösen Gesinnungen gestiftet. Jedes Geschlecht hat eigentlich ein eigenes Bad; doch giebt es deren auch, die für beide Geschlechter bestimmt sind; da denn die Weiber des Tages, die Männer aber in der Nacht baden. Diese warmen Bäder sind in Städten, vorzüglich in Constantinopel, grofse steinerne Gebäude, an den Wänden mit Gips, der Boden aber mit Marmor ausgelegt, und von oben her durch hohe durchbrochene und mit convexen weifsen oder grünen Gläsern ausgesetzte Kuppeln erleuchtet. Feuerung befindet sich unter dem Fufsboden, und die Wärme wird durch verschiedene in der Dicke der Mauern angebrachte Züge verbreitet. Da die gewöhnliche Hitze 30 bis 35 Grad nach Reaumur ist, so sind diese Bäder eigentlich Dampfbäder, wo sogar die magersten Personen zu einer heftigen Transspiration gebracht werden. Die Bekleidung, die man hier behält, besteht blofs in einer Schürze und einer Art Pantoffeln mit hohen doppelten Absätzen, wodurch man gegen die Hitze des Fufsbodens geschützt wird. An den Wänden sind in einiger Entfernung von einander marmorne Urnen angebracht, in welche durch Hähne warmes und kaltes Wasser gelassen werden kann. In dem Fufsboden laufen Vertiefungen hin, durch welche das Wasser wieder abfliefset.

Frauenzimmer lassen sich hier öfters durch dazu bestimmte Badeweiber bedienen. Diese *Telaks* (wie man sie nennet) haben eine besondere Geschicklichkeit die Haare aufzuknüpfen und zu flechten, und den Körper zu waschen. Sie gebrauchen dazu Handschuhe von wollenem Zeuge, und einen von wohlriechenden Wassern verfertigten Seifenschaum. Man bedienet sich auch einer gewissen mit Rosenblättern durchkneteten Erde, *Kil*, um das Fett aus den Haaren zu ziehen.

Diese Bäder enthalten gewöhnlich 40, 50 auch 60 Personen auf einmal. Indessen begiebt man sich in selbigen selten in das Wasser selbst,

und die Wannen, die sich hier befinden, sind blofs für eigentliche Kranke, denen dergleichen Bad ausdrücklich verordnet ist. Ubrigens gehet hier alles mit der gröfsten Anständigkeit zu.

Nach geendigtem Bade begeben sich die Weiber in das Vorhaus des eigentlichen Bades, *Djeamékeann*, in welchem man bey einer gemäfsigten Atmosphäre jene sanften Empfindungen geniefset, welche die Abspannung der Fiebern verursacht. Diese Vorhäuser sind sehr geräumige Behältnisse, wo sich eine Menge Ruhebetten befinden, die mit Matratzen und feinen reinlichen Decken belegt sind. Auf diesen Betten, wo die Frauenzimmer bey dem Eintritt in das Bad ihre Kleider ablegen, wird nun der Putz wieder besorgt und Kaffee getrunken. Das Vorhaus selbst und die dort zurückbleibenden Kleider und Kostbarkeiten stehen unter einer eigenen Aufseherin, welche für alles haftet, und zugleich auf Anstand und Ordnung hält. Eben diese Einrichtung herrschet in den für die Männer bestimmten Bädern.

Ich komme nun zu den Landhäusern und Gärten der Türken.

Da Grund und Boden in sehr mäfsigem Preise stehen, und überdiefs fast überall Wasser in Menge sich befindet: so legen die mehresten Grundbesitzer Gärten oft von beträchtlichem Umfange an; um so mehr, da die Morgenländer Blumen, Früchte und überhaupt die Gärten sehr lieben. Allein man findet in diesen Gärten nichts von der Ordnung, von der Eintheilung des Platzes und von den mannigfaltigen Verzierungen, die man in den europäischen Gärten antrift. In diesem herrlichen Klima haben die Gärten blofs die von der Natur dargebotenen Schönheiten, und die Kunst trägt nur wenig dazu bey.

Die Gärtner sind mehrentheils Griechen, die in der Baumzucht und der Abwartung der Blumen und der Küchengewächse viel Erfahrung haben; von

Hecken, Spalieren, Kaskaden, bedeckten Alleen und dergleichen aber nicht viel, und noch weniger von den neuern Verzierungen, welche man in den sogenannten englischen Gärten nach dem Beyspiel der Chinesen eingeführet hat, wissen.

Keoshks oder Garten-Pavillons mit kostbaren Sophas ausgeschmückt, geräumige Bassins mit Springwassern, die *Schadirwann* genennt werden, Gänge mit Kieselsteinen nach Art der Mosaikarbeit ausgelegt, und Blumenstücke, wo alle Gattungen von Blumen, aber ohne Ordnung und Geschmack zusammen gedrängt sind, dieses sind die wenigen Gegenstände, deren ein türkischer Gartenbesitzer bedarf.

Viele Blumenliebhaber halten deren das ganze Jahr hindurch in ihren Zimmern, wo sie auf kleinen nuſsbaumenen mit Perlmutter ausgelegten runden Tischen stehen, und in einem anstoſsenden Zimmer, das mit Glasscheiben versehen ist, wie in einem *Parterre* aufgestellt werden. Hierbey geben die Türken der Tulpe den Vorzug vor allen andern Blumen.

Auſser den Blumen beschäftigen die Türken sich auch sehr mit der Baumzucht. Die Eiche, die Linde, der Platanus, die Ulme, die Kiefer, der wilde Kastanienbaum, der Palmbaum, vorzüglich aber der Cypressenbaum werden am häufigsten gefunden. Aus religiöser Meinung haben die Morgenländer eine gewisse Ehrfurcht für jeden Baum, und sind überzeugt, daſs man sich durch Verletzung eines Baumes irgend einem unglücklichen Zufalle aussetze. Dieses Gefühl ist um so stärker, je mehr der Baum durch Schönheit oder hohes Alter sich auszeichnet; die vorzüglichste Achtung hat man für die Bäume, welche bey Grabmälern stehen.

Ungeachtet dieses lebhaften Geschmacks an Gärten genieſsen doch die Türken die Annehmlichkeiten des Landlebens sehr wenig. Auſser einigen

Einwohnern der Hauptstadt haben in dem ganzen Reiche nur wenig Muhamedaner Wohnungen aufserhalb der Städte. Die Landhäuser bey Constantinopel selbst sind nicht abgesondert stehende, mit Gärten umgebene Gebäude, sondern sie gehören zu den Flecken und Dörfern auf den beiden Ufern des Bosphorus. Sie werden *Yaly* genennt, und sind die einzigen, die man in der Gegend findet; haben aber nichts auszeichnendes, und selbst der Sommeraufenthalt des Grofssultans, welcher an der Mitternachtsseite des Kanals liegt, hat nichts bemerkenswerthes, als seine schöne Lage.

Obgleich nach allen diesen die Türken in ihrer Bauart in der innern Verzierung der Gebäude und in den Gartenanlagen nichts hervorstechendes oder nachahmungswerthes haben, so mufs ich doch noch einer ihrer öffentlichen Anlagen Erwähnung thun, welcher sie, so düster auch ihre Bestimmung scheint, doch ein heiteres Ansehen geben — ich meine die Begräbnifsplätze.

Diese gleichen bey den Türken einer englischen Gartenpartie, oder vielmehr einem Park, indem sie mit verschiedenen Arten von Bäumen, als Linden, Ulmen, Eichen, am häufigsten mit Cypressen, einem Lieblingsbaum der Türken, besetzt sind.

Die Gräber sind gemeiniglich mit Erde überschüttet, damit niemand über dieselben gehen, und den Körper eines Muselmans mit Füfsen trete. Auf den Grabhügeln findet man weder Marmortafeln noch Monumente, nichts als Blumen, Myrtus - Taxus - oder Buxbaumsträucher.

An den beiden Enden der Gräber sind Steine gesetzt, welche bey Personen des gemeinen Volks ganz einfach, bey wohlhabenden und vornehmen Personen aber von feinem Marmor, und die am obern Theile des Grabes stehenden, mit einem in Stein gehauenen Turban verziert sind. Die Art

dieses Kopfschmuckes deutet den Stand des Verstorbenen an, indem die verschiedenen Klassen der Bürger durch die Verschiedenheit der Turbane und die übrige Tracht sich unterscheiden.

Die Gräber der Weiber unterscheiden sich von denen der Männer dadurch, daſs die beiden ganz einfachen Steine oben in eine Spitze auslaufen. Auf einigen Epitaphien befinden sich Inschriften, welche den Nahmen, den Stand und den Sterbetag des Verstorbenen, und den Anfang eines türkischen Gebets enthalten. Zuweilen sind sie in Versen und beziehen sich dann gemeiniglich auf die Vergänglichkeit dieser Welt, die Dauer der Ewigkeit, und die fortdauernde Glückseligkeit des Verstorbenen.

Wenn man diese Begräbniſsplätze mit den gewöhnlichen Kirchhöfen bey den christlichen Völkern vergleicht, findet man einen auffallenden Unterschied.

Sind die Begräbniſsplätze bey uns wohl so beschaffen, daſs sie uns an den Übergang von vorübergehenden Freuden oder von drückendem Unglück zu einer dauerhaften Zufriedenheit erinnern? Erblicken wir nicht häufig aufgestörte Gebeine der Vorfahren, oder die gewöhnlichen Sinnbilder des Todes, die ihn nur in einer zurückschreckenden, nie in der Gestalt des Freundes zeigen, der uns zur Ruhe winkt? Wie oft wird unser Auge durch schlechte hölzerne oder auch geschmacklos bearbeitete steinerne Denkmäler, und unser Verstand durch sinnlose oder offenbar unwahre Inschriften beleidigt? Werden nicht durch hohe Mauern und eiserne Gitter die Ruheplätze unsrer verstorbenen Freunde so sorgfältig verschlossen und abgesondert, als ob wir jeder Erinnerung an sie ausweichen wollten? — Und doch — ich frage hier gefühlvolle Herzen — ist der Gedanke an eine fortdauernde, obgleich unbemerkte Verbindung mit denen die

wir liebten, an denen wir noch fest hangen, die wir wieder zu sehen hoffen, nicht ein wohlthätiger Gedanke? Beruhigt und erhebt es nicht unsern Geist, wenn wir uns von verehrten Eltern, von wahren theilnehmenden Freunden unsichtbar umschwebt, sie als Zeugen unsrer Gesinnungen, Thaten und Schicksale denken?

Und könnten wir nicht die Ruheplätze unsrer Verstorbenen so einrichten, daſs sie diesen Gedanken nährten, und zugleich ein einladender Aufenthalt wären, wo wir mit Heiterkeit und ohne Ekel unsere eigene künftige Ruhestätte besuchten? Wo wir mit stiller Betrachtung der Vergänglichkeit des Lebens, mit prüfendem Rückblick auf die von der Vorsehung uns bisher geschenkten Tage uns beschäftigten, und mit verdoppeltem Gefühle uns derer erinnerten, die unserm Herzen theuer waren.

Man erlaube mir hier einen flüchtigen Entwurf eines solchen Platzes, der den jetzt erwähnten Absichten entspräche, beyzufügen.

Der Platz würde bey der Stadt in einer freyen und heitern Gegend angelegt; mit einer Hecke zur Sicherheit gegen den Anlauf umschlossen, mit Gruppen von Bäumen und Blumen verziert, und alles dieses der Besorgung eines dazu bestellten Gärtners anvertrauet. Die eigentlichen Grabstätten wären nach einer gewissen sichtbaren Ordnung in Felder eingetheilet; und das Ganze müſste einem zum Genuſs der Ruhe einladenden Garten gleichen. Um aber sinnlose und abgeschmackte Inschriften auf den Leichensteinen zu vermeiden, überlasse man die Abfassung oder Beurtheilung dieser Inschriften ausdrücklich einem der vorzüglichern Geistlichen in Verbindung mit einigen andern Männern von Geschmack.

Auch die Werke der Bildhauerkunst, welche zum Andenken der Verstorbenen aufgestellt werden sollen, lasse man erst von Kennern

beurtheilen, und dulde kein ekelhaftes oder schreckhaftes Bild des Todes, keine Gerippe, keine Knochen, Schedel und dergleichen. Bey grofsen und reichen Städten könnte noch ein anständiger bedeckter Säulengang an einer Seite des Begräbnifsplatzes angelegt werden, um hier die vorzüglichern Monumente, welche ihrer Gröfse halber auf der Grabstätte selbst nicht aufzurichten wären, aufzustellen. Allein diese Monumente würden dem rohen Geschmacke mittelmäfsiger Arbeiter nicht zu überlassen, sondern die Entwürfe dazu von einer Gesellschaft ausgezeichneter Männer von Kenntnissen zu beurtheilen und zu verbessern seyn.

Ohne Zweifel würden wir dann an einem so angelegten und unterhaltenen Orte, eben so gern und häufig, als die Türken, unter unsern vor uns hingeschiedenen Freunden umher gehen und uns Betrachtungen überlassen, die uns für die Ewigkeit vorbereiten und zum frohern Genusse dieses Lebens fähiger machen. —

Man verzeihe mir diese Ausschweifung, von welcher ich mich zur Beschreibung des hier gelieferten Blattes wende.

Dasselbe stellt eine im türkischen Geschmack angelegte Vorhalle vor. Die Säulen mit dem darauf ruhenden Gesimse sind nach denen in der öffentlichen Bibliothek *Abd' Ul-Hamids I.* Die Fenster bestehen aus bunten Scheiben, die bey den Türken sehr gebräuchlich sind, auch in der Decke siehet man dergleichen. Zwischen den untern und obern Fenstern befindet sich ein fortlaufender schwarzer Streifen, auf welchem eine arabische Schrift mit goldnen Buchstaben steht. In dem Hintergrunde aber erblickt man die Moschee des Sultans Achmet, eine der ersten und vorzüglichsten in Constantinopel. Sie ist unter dem Nahmen der Moschee mit den sechs Minaret's bekannt. Dieses sind bekanntermafsen die Thürme, von welchen die Muezzins die zum Gebet bestimmten Stunden ausrufen.

Folgende Werke sind hierbey vorzüglich gebraucht worden:

1) Niebuhrs Reisebeschreibung nach Arabien und andern umliegenden Ländern, II. Th. Koppenhagen, in 4to, m. K.

2) *Tableau general de l'Empire Othoman par d'Ohsson à Paris* 1790. *in Folio, c. f.*

3) Gesammelte Nachrichten einiger in Constantinopel gewesenen Reisenden.







Alt - Französischer Geschmack.

Nachdem im funfzehnten Jahrhunderte der gute Geschmack in der Baukunst in Italien wieder erwacht war, fing zu Anfang des folgenden sechzehnten Jahrhunderts die gute Baukunst auch in Frankreich an sich zu verbreiten, und man kann die Regierung Königs Franz I. als die Epoche ansehen, wo sie daselbst Wurzel faſste. Bis dahin hatten die meisten französischen Regenten die bildenden Künste vernachlässigt. Alles was nicht Beziehung auf den Krieg hatte, fand bey ihnen wenig Beyfall; Jagd, Turniere und Schachspiel machten ihre vorzüglichsten Vergnügungen und

Beschäftigungen aus, und sogar der Tanz ward bloſs nach dem Schalle kriegerischer Instrumente unternommen.

Auch der Architekt glaubte daher damahls allen Forderungen genug gethan zu haben, wenn er den Schlössern und Pallästen die Formen und den Charakter einer Burg und Vestung beylegte.

Franz I. aber, dessen vorzüglichstes Augenmerk dahin gerichtet war, in seinem Königreiche die Künste und Wissenschaften empor zu bringen, und den man mit Recht den Vater der bildenden Künste in Frankreich nennen kann, gönnte der Architektur seine besondere Aufmerksamkeit. Um daher den guten Geschmack in der Architektur in Frankreich einzuführen, lieſs er den berühmten Architekt, Sebastian Serlio, aus Italien kommen, *) und nahm ihn zu der Erbauung seines Lustschlosses Fontainebleau in seine Dienste.

Unter der Anleitung eines solchen Mannes, und durch die Aufmunterung, welche die Baukunst nun erhielt, bildeten sich in kurzer Zeit in Frankreich geschickte Architekten. Hierzu kam der günstige Zufall, daſs in einem nicht langen Zeitraume zwey italiänische Prinzessinnen an Könige von Frankreich vermählet wurden; und beyde, Catharina von Medicis, Gemahlin Heinrichs II. und Maria von Medicis, Gemahlin Heinrichs IV. suchten den Geschmack ihres Vaterlandes in der Architektur nach Frankreich überzutragen.

Erstere lieſs durch *Philibert Delorme* und *Jean Bulant* den Pallast der Thuillerien in dem damahligen italiänischen Geschmack erbauen; und Maria von Medicis that für die Fortschritte der italiänischen Architektur noch mehr. Als Wittwe Heinrichs IV. faſste sie den Entschluſs, einen

---

*) Sebastian Serlio war aus Bologna gebürtig, und einer der berühmtesten Architekten des sechzehnten Jahrhunderts, der mit vielem Geschmack ein fleiſsiges Studium der alten und neuern Architektur verband. Er starb in Diensten Franz I.

Pallast zu erbauen, in welchem sie bequemer als im Louvre wohnen könnte. Sie erkaufte daher im Jahr 1611 für 90000 Livres das Hotel von Luxemburg, das den Einsturz drohete, und dessen Nahmen der neue Pallast behielt. Man vergröſserte den Platz, auf welchem dieses Gebäude aufgeführt werden sollte, durch den Ankauf verschiedener daran stoſsender Besitzungen.

Maria, in Florenz, einer der schönsten Städte Italiens, geboren, im Schooſse der bildenden Künste und in allen Vergnügungen eines glänzenden Hofes erzogen, hatte dadurch Gefühl für das Schöne, und Neigung zu Pracht und Aufwand erlangt; ihr Geist hatte sich in Italien zu dem Erhabenen in der Architektur gebildet. Sie wählte daher den Pallast *Pitti* in Florenz, den Wohnsitz der Groſsherzoge, zum Muster bey ihrem Vorhaben. Der geschickte französische Architekt, *Jacob de Brosse*, dem die Königin die Erbauung des neuen Pallasts übertrug, verfertigte dazu verschiedene Zeichnungen, von denen die, welche der Königin am besten gefiel, nach Italien geschickt ward, um das Gutachten der dortigen Künstler darüber einzuhohlen. Die Folge war, daſs der Pallast von Luxemburg alle andere königlichen Gebäude, das Louvre ausgenommen, noch lange nachher an Gröſse, Pracht und Schönheit übertraf, und daſs selbst *Bernini* eingestehen muſste, nie ein besseres und regelmäſsigeres Gebäude gesehen zu haben.

Diese für die Architektur günstige Epoche war indessen in Frankreich nicht von langer Dauer. Unter der folgenden Regierung behandelte man sie mit Gleichgültigkeit, und erst unter der Regierung Ludwigs XIV. ward, mit allen bildenden Künsten, auch die Architektur wieder unterstützt. Während dieser glänzenden Regierung erhielt Frankreich eine groſse Anzahl der schönsten Monumente und Gebäude. Ludwig XIV. der verdienstvolle Männer auch im Auslande belohnte, rufte *Bernini* in seine Staaten; und

stiftete sowohl in Frankreich als in Italien Akademien für französische Künstler.

Der Zeitraum von der Regierung Franz I. bis zu Ludwig XIV. ist es also, wo die Franzosen sich bestrebten, den italiänischen Geschmack in der Architektur nachzuahmen; und man findet daher sowohl bey dem Louvre, als bey dem Pallast Luxemburg und allen französischen Prachtgebäuden der damahligen Zeit, theils in den Façaden, theils in der innern Eintheilung der Zimmer, und deren Verzierung den erwähnten Geschmack.

Diesem Geschmack zufolge legte man nun unter andern sehr grofse Zimmer an; allein diefs konnte in einem Lande, das unter einem andern Klima als Italien lag, nicht lange bestehen. Die Nothwendigkeit, gewaltiger, als die Regeln der Kunst, zwang die französischen Architekten auf Anlegung kleinerer Partien zu denken, wodurch aber freylich der Architekt aufser Stand gesetzt ward, einen hohen Schwung zu nehmen; und auch in der innern Auszierung der Zimmer erfolgten verschiedene Veränderungen. Ich bleibe indessen nur bey dem Geschmack stehen, welcher unter Ludwig XIV. der herrschende war, weil dieser so vielen Einflufs auf den Geschmack anderer Länder hatte.

In dieser Zeit behandelte man die Auszierung der Zimmer mit dem nehmlichen Ernst, als die äufsere Dekorazion der Gebäude selbst. Thüren, Schäfte, Kamine, Simse, alles war in einem ernsthaften Stil verzieret. Unter der Leitung solcher Architekte, wie *Perrault*, *Mansard* u. a. m. waren, konnten diese Verzierungen edel und schön seyn, konnten Eindruck machen; allein bey den Nachahmern jener Männer artete dieser Geschmack bald aus, ward unerträglich einförmig und schwerfällig.

Kurz nachher häufte man diese plumpen Verzierungen, ohne sie gut zu ordnen, und ging dann zu dem entgegengesetzten Fehler über, indem man die Zimmer mit einer Menge kleinlicher, muschelförmiger Verzie-

rungen ausfüllte, und sogar die Aufsenseite der Gebäude selbst mit dergleichen Gegenständen bedeckte; welcher Geschmack noch bis in die Mitte dieses jetztlaufenden Jahrhunderts befolget ward.

Wie oft aber hat sich seit der Mitte dieses Jahrhunderts bis zu dessen herannahenden letzten Jahren der Geschmack in der Zimmerverzierung geändert? Wenn daher auch anzunehmen ist, dafs bey der Erbauung öffentlicher und andrer grofser Gebäude der antike griechische Geschmack der beste bleibet; so kann man doch billig die Fragen thun: Warum gefällt jetzt in Frankreich das nicht mehr, was man zu den Zeiten Ludwig XIV. prachtvoll und geschmackvoll fand? Warum hat sich in Frankreich, England, Deutschland und andern Ländern der Geschmack so oft verändert? Warum ahmen wir Deutschen bald den Franzosen, bald den Engländern nach? Welches ist der richtigste und der Nachahmung werthe Geschmack? Und könnten wir uns nicht selbst einen bestimmten Geschmack wählen, der uns vor den fortdauernden Veränderungen der Nachahmung sicherte, welche so viel Aufwand verursachen? Sollten nicht wenigstens einige bestimmte Regeln festgesetzet werden können, die bey der innern Einrichtung der Zimmer zur Richtschnur dienten?

Eine vollständige Beantwortung dieser Fragen ist mit vielen Schwierigkeiten verbunden, und würde für diese Abhandlung zu weitläufig seyn; ich will daher nur einige sich darauf beziehende Gedanken zur Prüfung aufstellen.

Wenn man den Ursachen der öftern Veränderungen des Geschmacks sowohl in Frankreich als in andern Ländern nachdenkt, so zeigt die Geschichte der Architektur und der Künste, dafs diese in Frankreich bis in die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts noch sehr roh und unausgebildet waren, dafs die Franzosen sich im gedachten Jahrhunderte nach dem damahligen Italiänischen Geschmacke bildeten, und dafs derselbe unter der

glänzenden Regierung Ludwig XIV. befolgt ward. Das blendende dieser Regierung erweckte in ganz Europa eine ausgezeichnete Aufmerksamkeit, und die meisten europäischen, vorzüglich die angränzenden deutschen Fürsten suchten das Prachtvolle jenes Monarchen nachzuahmen. Dadurch entstand bey uns eine auffallende Abänderung sowohl in Sitten, Vergnügungen, Schauspielen u. s. w. als auch in der Architektur und der damit verbundenen innern Auszierung der Zimmer; und die getreueste Nachahmung der Französischen Sitten, Gebräuche, und des Französischen Geschmacks war unverbrüchliches Gesetz. Allein der Geschmack, welchen die Franzosen von den Italiänern angenommen hatten, und der noch unter Ludwig XIV. herrschte, war weder dem Französischen Klima, noch der lebhaften Denkungsart und Einbildungskraft der Nazion angemessen, und konnte sich daher bey derselben nicht erhalten. Hierzu kam der erfinderische Geist der Franzosen, der, verbunden mit der natürlichen Liebe des Menschen für neue Gegenstände, unaufhörlich neue Moden und Erfindungen veranlaſste. Die groſse Neigung, die viele Völker, besonders wir Deutschen für die Franzosen in Sachen des Geschmacks hegten, begünstigte in Frankreich eine groſse Anzahl Manufakturisten und Fabrikanten, die ihres Gewinnes halber, mit anhaltendem Fleiſs auf neue Erfindungen bedacht waren, die von den Ausländern willig und dankbar angenommen wurden.

Also nicht immer eigentlich Fortschritte in der Ausbildung des Geschmacks, sondern die groſse Vorliebe für das Neue, erhöht durch merkantilische Absichten, scheinet die häufigen Abänderungen in den Zimmer-Dekorazionen bey dieser Nazion, so wie bey den ihr nachahmenden andern Völkern veranlasset zu haben.

Schwerer sind die Fragen zu beantworten: Ob es nicht möglich seyn sollte, gewisse bey der Zimmer-Verzierung zu beobachtende Regeln

festzusetzen, und in Absicht auf diesen Gegenstand, einen bestimmten Geschmack für Deutschland zu wählen, und uns dadurch vor den beschwerlichen Folgen steter Nachahmung sicher zu stellen? Die Engländer die wir ebenfalls nachzuahmen uns bemühen, haben solches bey sich schon ausgeführet. Sowohl in der Einrichtung ihrer Zimmer, als in den Meublen herrscht ein eigenthümlicher Geschmack, der von dem Französischen ganz abweichet, indem die Französischen Arbeiten und Erfindungen leicht, gefällig und glänzend sind, die Englischen hingegen sich durch eine mit Eleganz verbundene Simplicität, und durch eine fleifsigere Bearbeitung auszeichnen, und mehr das Gepräge der Vollkommenheit und Dauerhaftigkeit tragen. Französische Arbeiten fallen gleich bey dem ersten Anblick gut in die Augen; die Englischen hingegen gewinnen immer mehr, je länger und genauer man sie betrachtet. Wenn übrigens auch alle diese Produkte noch nicht ganz fehlerlos sind, so haben sie doch einen eigenen Nazionalkarakter — ein Vorzug, der den Deutschen Arbeiten abgeht.

Regeln zu Bestimmung eines Deutschen Geschmacks lassen sich allerdings weder durch einzelne geschmackvolle Zeichnungen eines Dekorateurs, noch in Journalen festsetzen: sondern es sind dazu die gemeinschaftlichen Bemühungen und Prüfungen mehrerer Männer von Geschmack, und die Stimme des gebildeten Publikums nöthig.

Um Untersuchungen, die zu diesem Zwecke führen, zu veranlassen, müssen jedoch Vorschläge geschehen, Gedanken zur Prüfung vorgelegt werden, die wenn sie auch nur als Bruchstücke anzusehen sind, doch die ersten Steine zu dem Grunde eines schönen und nutzbaren Gebäudes seyn können. Und nun als solche Bruchstücke bitte ich die folgenden Gedanken anzusehen, die ich, ohne irgend etwas entscheidend zu behaupten, und ohne auf theoretische Grundsätze weitläufig einzugehen, darlege und

mir vorbehalte, über die noch nicht berührten Punkte künftig meine Meinung zu äufsern.

1.

Ein Gegenstand, der nur ein einziges Vergnügen gewähret, ist minder schön und zur Verzierung anwendbar, als ein solcher, bey dem wir mehrere Arten desselben und zugleich Mannigfaltigkeit empfinden. Der Anblick eines schönen Gesichts oder eines schönen Gemähldes gefällt mehr und erweckt eine dauerhaftere Freude, als der Anblick einer einfarbigen Fläche. Man vermeide daher bey der Zimmerverzierung gänzliche Einförmigkeit. Ein Beyspiel giebt der jetzige Gebrauch, die Wände des Zimmers mit einer einfachen Farbe, als himmelblau oder hellgrün auf Papier oder Leinwand auszuschlagen, und die Felder mit einer Einfassung zu versehen. Ein solches Zimmer wird zwar ein gefälliges Ansehen haben; dabey aber dennoch, da das Auge immer nur eine wenig unterbrochne Farbe auf den Wänden erblickt, einen Karakter unbehaglicher Einförmigkeit behalten, der dadurch vermieden wird, wenn man auf dieser einfachen Farbe entweder leichte Arabesken mahlet, Gemählde oder Kupferstiche aufmacht, und so das Einförmige unterbricht.

2.

Die Mannigfaltigkeit der Verzierung mufs jedoch nicht überladen seyn. Nur dann wirket das Schöne angenehm auf uns, wenn wir die Übereinstimmung des Mannigfaltigen zu einem Ganzen ohne Anstrengung empfinden, und deutlich auffassen können. Man vermeide also zu häufig angebrachte Verzierungen. Aller Überflufs ist lästig, und die schönsten Gegenstände, als Gemählde, Kupferstiche, Büsten u. s. w. werden, wenn man sie in zu grofser Menge in einem Zimmer anhäuft, nicht mit Behaglichkeit und Ruhe zu übersehen und zu geniefsen seyn; mithin

nicht Vergnügen, sondern eine unbehagliche Ungewifsheit erwecken, wohin man sich zuerst wenden soll. Dieser Nachtheil des Überflusses ist auffallender, wenn das Zimmer nicht geräumig und hoch ist, und der kleine niedrige Raum dem Geiste noch weniger Ruhepunkte gestattet, um die zusammengedrängten Schönheiten zu betrachten.

3.

Ein Gegenstand erregt Beyfall und Vergnügen, er mag an sich grofs oder klein seyn, wenn nur die einzelnen Theile der Gröfse des Ganzen angemessen sind. Aus diesem Grunde müssen, wenn Zimmer oder Säle als ein Ganzes gefallen sollen, die darin angebrachten Verzierungen mit der Höhe und Gröfse des Zimmers oder Saales im richtigen Verhältnifs stehen; und ein grofser hoher Saal würde geschmacklos verzieret seyn, wenn die in selbigem angebrachten Verzierungen im Ganzen klein und kindisch wären, anstatt aus grofsen Formen und in das Auge fallenden Gegenständen zu bestehen. Kleine Verzierungen können nur in den Nebensachen angebracht werden. Eben so fehlerhaft ist es aber auch, wenn in niedrigen Zimmern grofse und schwerfällige Massen angebracht werden.

4.

Das Schöne und das Gute stehen mit einander in Verbindung und unterstützen einander. Ein auf den ersten Anblick schön und reitzend verziertes Zimmer wird noch schöner, wenn man findet, dafs die darin befindlichen Meublen und Verzierungen nicht blofs schön und geschmackvoll, sondern auch bequem sind. Der Dekorateur vermeide daher alle Verzierungen und schöne Formen, die der Nutzbarkeit und der Absicht des Ganzen schaden; er sorge aber auch dafür, dafs das Gute und Nutzbare in einer gefälligen Form erscheine.

Ein Gegenstand dieser Sorgfalt sind unter andern die in unserm nördlichen Deutschland unentbehrlichen Ofen. Ihre gewöhnliche plumpe Gestalt verstellt jedes sonst noch so geschmackvoll eingerichtete Zimmer.

Man hat indessen viel schöne Formen für dieses Zimmerbedürfnifs erfunden, die aber nicht alle dem Zwecke desselben günstig sind. Und hier hat daher der Dekorateur darauf Bedacht zu nehmen, dafs der Ofen zwar eine schöne Form habe, jedoch auch das Zimmer gut erwärme, und sich leicht heitzen lasse.

5.

Die Verzierungen eines Zimmers gefallen nur dann, wenn Überflufs und Dürftigkeit dabey vermieden ist, und wenn die einzelnen Theile in leicht zu übersehender Ordnung gestellet sind: so mufs sowohl in der Vertheilung der Verzierungen, als auch in den Meublen Regelmäfsigkeit und Symmetrie herrschen. Ein geübter Künstler wird aber diese Regel zu befolgen wissen, ohne ängstlich und pedantisch zu werden. Ein schönes Muster geben die Logen Raphaels im Vatikan. Hier herrschet in der Vertheilung der Verzierungen die vollkommenste Regelmäfsigkeit, Ordnung und Symmetrie; und wir können den Plan des Ganzen, mit Leichtigkeit übersehen und beurtheilen. Ein pedantischer Künstler würde die Verzierungen selbst mit ängstlicher Sorgfalt gleichförmig behandelt haben. Raphael that dieses nicht; er mahlte in jede Abtheilung einen andern Gegenstand, und verband auf diese Art Einheit mit Mannigfaltigkeit.

6.

Die Einrichtung und Verzierung der Zimmer sey ihrer Bestimmung in jedem Betracht angemessen.

Der Eindruck, welchen ein Gegenstand auf unsre Sinne macht, bestimmt bey dem grofsen Haufen den Werth des Gegenstandes selbst.

Das Äuſsere wodurch so vortheilhafte oder nachtheilige Eindrücke bewirket werden, ist daher für den Philosophen, für den Staatsmann und den Denker nicht gleichgültig, und wird nur aus unrichtig angewandten philosophischen Grundsätzen oder allzugroſser Bequemlichkeit in den jetzigen Zeiten zu geringfügig behandelt. Man kann zwar allerdings ein eben so groſser Staatsmann im Frack als in dem prächtigsten Galakleide seyn: aber doch wird der Staatsmann, welcher in einer allzuvernachläſsigten und sonst auffallenden Kleidung öffentlich erscheinet, schwerlich die gleiche Ehrfurcht erwecken, als wenn er durch ein seinem Stande angemessenes Äuſseres Eindruck machet. Eben dieses findet bey der Zimmerverzierung Statt.

Die Zimmer eines Fürsten, in deren Verzierungen eine mit Würde und Gröſse still verbundene Pracht herrschet, werden uns zu der Ehrfurcht stimmen, welche wir ihm schuldig sind; so wie eine übertriebene Pracht und Eleganz vielleicht den Verdacht, daſs der Fürst zuviel Werth auf äuſsern Prunk setze, erregen. Eine mit Feinheit verbreitete Pracht in den Versammlungssälen und geschickt daselbst aufgestellte Kunstwerke sind aber sinnliche Beweise der Gröſse, des Reichthums und des Geschmacks der Besitzer.

Nach diesem Grundsatze wird also der Dekorateur einen Gesellschafts- oder Speisesaal in einem heitern muntern Tone, ein Arbeitszimmer aber, mit Vermeidung aller zerstreuenden Gegenstände verzieren; und in einem zum gewöhnlichen Aufenthalte bestimmten Zimmer keine kostbaren Meublen anbringen, die durch den steten Gebrauch Schaden leiden, oder dem Bewohner eine ängstliche Vorsicht nöthig machen würden.

7.

Die Verzierungen eines Zimmers müssen sowohl in Ansehung des dazu gewählten Geschmacks, als ihrer Vertheilung, und der dazu erforder-

lichen Kosten ein Ganzes ausmachen, oder kurz zu sagen, es muſs Harmonie darin herrschen. Gleichwohl wird sehr oft gegen diesen Grundsatz angestoſsen. So findet man, zum Beyspiel, Tapeten oder Mahlereyen mit Arabeskenverzierungen und hetrurische, chinesische oder andere dahin nicht gehörige Gegenstände in einem Zimmer; oder man sieht reiche Verzierungen, und die Thüren nachlässig mit einer einfachen Farbe angestrichen! kostbare neue Meublen mit Gegenständen gepaart, die das Gepräge des Alterthums, des Geitzes oder der Dürftigkeit tragen.

8.

Zu dieser Harmonie des Ganzen gehört auch im Detail die Harmonie der in den Verzierungen angeordneten Farben.

Dieser Theil der Dekorazion ist einer der schwersten, und darum nicht leicht zu erlernen, weil sich darüber keine bestimmten Regeln geben lassen. Gleichwohl ist es auſser allem Zweifel, daſs es Farben giebt, die sich nicht mit einander vertragen, da hingegen andere, wenn sie mit einander verbunden werden, einen sehr angenehmen Eindruck verursachen. Durch eine geschickte Vertheilung der Farben kann der Künstler ein Zimmer kleiner oder gröſser erscheinen lassen, als es wirklich ist. Gemeiniglich lernen die Künstler die kluge Vertheilung und vortheilhafte Verbindung der Farben durch die Erfahrung. Übrigens können in einem Zimmer fast alle mögliche Farben angebracht seyn, und das Zimmer dennoch nicht bunt scheinen, wenn nur die Farben gut neben einander gestellet sind; so wie dagegen wenig aber schlecht gewählte Farben einen harten und widrigen Anblick verursachen.

Die kolorierten Blätter der Logen Raphaels, der Bäder des Titus, der *Villa Negroni*, und anderer solcher Werke, in welchen Reichthum, und fast Verschwendung der Farben herrscht, sind eine vortreffliche Schule, um sich über diesen Theil der Kunst zu unterrichten, der sich

überhaupt nicht leicht, und nicht ohne Weitläufigkeit in Regeln bringen läſst.

Folgende Gedanken über die Grund - und einfachen Farben sind eine Folge meines Studiums der nur gedachten Werke. In jedem mit Geschmack verzierten Zimmer muſs eine einfache Grundfarbe herrschen; der Effekt den diese machen, ist aber sehr verschieden. Zuerst

a) die weiſse Farbe,

ist sehr brauchbar für Zimmer und Säle, wo man einen heitern Eindruck beabsichtigt. In gewöhnlichen Wohnzimmern ist sie für die Augen zu blendend, und wird besonders in nördlichen Ländern zu leicht durch die Ofenhitze, oder durch den Rauch der Kamine unscheinbar. Im Winter hat diese Farbe den Vorzug daſs sie sich sehr gut erleuchtet. Zu Tanzsälen ist sie daher in jedem Betracht, als Grundfarbe, die vorzüglichste. Wird Vergoldung damit verbunden, so giebt dieses ein glänzendes Ansehen. Will man andere Farben mit selbiger verbinden, und sie dadurch erhöhen, so scheinen dazu sanfte Farben, als himmelblau, am besten, da bey dunkeln Farben der Abstand von der weiſsen zu der dunkeln zu groſs ist; wenigstens scheinet es nöthig zu seyn, daſs der Übergang vom Weiſsen zu der dunkeln Farbe durch geschickt angebrachte Mittelfarben vorbereitet werde.

Übrigens gewinnt ein zu groſsen Gesellschaften, besonders zum Tanz, bestimmter Saal, wenn die Grundfarbe in selbigem weiſs ist, dadurch, daſs sowohl das Gemisch von bunten Kleidungen vortheilhaft gehoben wird, als auch der Saal selbst höher und gröſser scheinet, als er wirklich ist.

b) Grün.

Die dunkelgrüne Farbe hat einen Karakter von Ruhe, und verbreitet ein mildes für die Augen vortheilhaftes Licht; daher sie zu Schlafzimmern

vorzüglich zu wählen ist. Eben so anwendbar ist sie in Arbeitsstuben, wo die Augen fortdauernd angestrengt werden; nur darf sie nicht zu dunkel seyn, weil sonst die Verbreitung des Lichts gehindert wird.

Grün hat übrigens, wie alle übrige vom dunkeln in das helle übergehende Farben, eine zahlreiche Menge von Abstufungen, auf deren Beschreibung und Anwendung wir hier nicht weiter eingehen können.

Unter den hellgrünen Farben giebt es verschiedene Schattierungen, die theils etwas gefälliges und heiteres, theils etwas sanftes und bescheidenes haben, und der Dekorateur muſs diese nach dem Karakter des Bewohners und der Bestimmung des Zimmers anwenden.

Noch vor kurzer Zeit hatte man den Gebrauch, vornehme Gesellschaftszimmer mit dunkelgrünem groſsblumigem Damast auszuschlagen. Diese Zimmerbekleidung hat an sich schon nichts geschmackvolles, giebt überdieſs dem Zimmer ein finsteres Ansehen und läſst sich schwer beleuchten.

Mit Vortheil kann man dagegen einige unbestimmte grüne Schattierungen auf Wänden brauchen, die mit Gemählden und kolorierten oder andern Kupferstichen verzieret werden sollen; weil hier eine bestimmte Grundfarbe den Affekt der Gemählde u. s. w. schwächen würde. Unter die Farben die auf hellgrünem Grund zur Bordierung besonders anwendbar sind, gehört das Lila.

c) Roth.

Auch bey dieser Farbe findet man von der dunkelsten bis zu der lichtesten Schattierung eine zahlreiche Menge von Abstufungen.

Ehedem wurden die Gesellschaftszimmer der Vornehmen und Reichen mit carmoisinrothem groſsblumigem Damast ausgeschlagen. Allein diese Art der Zimmerbekleidung ist so wenig geschmackvoll als die erwähnte grüne Tapete, und hat eben die Mängel als die letztere.

Die Alten bedienten sich zu den gemahlten Verzierungen ihrer Zimmer häufig der Zinnoberfarbe, und es scheint eine ihrer Lieblingsfarben gewesen zu seyn. Man findet sie in den Bädern des Titus; bey der *Villa Negroni* sogar als Grundfarbe. Seit kurzem fängt man wieder an, diese Farbe bey den gemahlten Zimmerverzierungen anzuwenden. Als Haupt- und Grundfarbe hat das Zinnoberroth viel empfehlendes, ist bestimmt, giebt den Zimmern ein heiteres und glänzendes Ansehen, macht einen lebhaften Eindruck, und ist deshalb bey Zimmern, deren Karakter mehr ernst als sanft seyn soll, sehr anwendbar. Übrigens lassen sich in dieser Farbe gemahlte Zimmer gut erleuchten, und der Wiederschein giebt der Gesichtsfarbe ein lebhaftes Ansehen. Was die hellrothen Farben anlanget, sind solche, und selbst das dem Auge wohlgefällige *Rosa*, doch besser in Kleidern, als im Meublement anwendbar, weil sie als Grundfarbe in seidnen Zeugen ein fades und karakterloses Ansehen haben und nicht ausdauern, sondern von der Sonne, von der Ofenhitze und dem Staube bald verbleichen. Eben dieses tritt ein, wenn man das *Rosa* als Grundfarbe zu Mahlereyen auf die Wand brauchet; und überdiefs zeichnen sich die lichten rothen Farben überhaupt auf Kalk oder Gyps, ja sogar auf Leinwand gemahlt, als Grundfarbe, nicht sonderlich aus. Dagegen können diese lichten rothen Schattierungen mit andern Farben gut verbunden und vortheilhaft angewendet werden.

d) Blau.

Obwohl die dunkelblaue Farbe, wenn sie mit andern Farben gut zusammen gestellet wird, vortheilhaft gebraucht werden kann, so ist sie doch wegen ihres finstern Ansehens, das des Abends ganz schwarz erscheint, und sich defshalb schwer erleuchten läfst, nicht als Grundfarbe anzuwenden. Dagegen ist himmelblau auch als Grundfarbe, eine der angenehm-

sten und vorzüglichsten. Sowohl in seidenen Zeugen, als auf Leinwand oder Kalk gemahlt, so wie bey Papiertapeten fällt sie immer schön aus, macht einen angenehmen Eindruck, und giebt dem Zimmer einen eignen eleganten Karakter. Nur sind seidene Zeuge vor der Sonnenhitze zu schützen, um das Verbleichen zu vermeiden. Mahlerey und Papiertapeten in dieser Farbe, sind aber, wenn sie schön und dauerhaft seyn soll, nicht wohlfeil, da die Materialien aus denen das Blau bereitet wird, in hohem Preise stehen und schwer wiegen. So gut sich übrigens diese Farbe erleuchten läſst, so hat sie doch den kleinen Nachtheil, daſs der Wiederschein derselben der Gesichtsfarbe ein gelblichtes Ansehen giebt.

e) Gelb.

Die gelbe Farbe ist munter, und in seidenen Zeugen, wenn Zimmer mit einfärbigem Damast ausgeschlagen werden sollen, zu Gesellschaftssälen die vorzüglichste, weil sie sich vortrefflich erleuchtet, den Zimmern ein heiteres Ansehen giebt, und überdieſs das Meublement eines Zimmers mit seidenem Zeuge von dieser Farbe weniger Kosten verursachet, als in andern Farben, weil alle die übrigen Stücke, als Consols, Spiegelrahmen, Tapetenleisten u. s. w. die zu einem Ameublement von andern Farben vergoldet seyn müssen, in einem gelb ausgeschlagenen Zimmer weiſs staffiert oder lakkiert seyn können, und doch ein geschmackvolleres und eleganteres Ansehen haben; dagegen grün, roth oder andere Farben durch Vergoldung erhöhet zu werden bedürfen. Auf Leinewand, oder auf der Wand ist gelb ebenfalls und vorzüglich hellgelb sehr anwendbar, und hat den Vorzug der Wohlfeilheit.

Übrigens hat die gelbe Farbe bey Zimmerverzierungen zwar bey weitem noch nicht den allgemeinen Beyfall erhalten, den die andern Grundfarben haben. Wenn man aber auch dem Hellgrün und Himmel-

blau den Vorzug beylegen will; so dürfte doch das Gelb nicht aus der Zahl der vortheilhaft zu benutzenden Grundfarben auszuschliefsen seyn.

Mit ungleich mehrern Schwierigkeiten ist es verbunden, die

f) Schwarze Farbe

bey der Verzierung der Zimmer als Grundfarbe anzunehmen.

Da sie bey uns das Symbol der Trauer ist, so mufs sie durch die natürliche Verbindung der Ideen, einen traurigen Eindruck machen; hat an sich nichts heiteres und wirft die Lichtstrahlen nicht zurück, schwächt also den Effekt selbst der stärksten Beleuchtung. Als Grundfarbe möchte man sie daher bey der Verzierung eines Zimmers anjetzt schwerlich anzuwenden wagen dürfen, obgleich die Alten sie auch auf diese Art anzuwenden wufsten. Einen Beweis geben die Bäder des Titus, wo sich ein Zimmer befand, das in Schwarz gemahlt, durch zinnoberrothe Streifen in vier längliche Vierecke getheilet, und mit leichten ins Weifse spielenden Arabesken verzieret war. So sonderbar uns die Dekorazion dieses Zimmers in der blofsen Beschreibung scheinet, macht sie doch für das Auge keinen unangenehmen Effekt, und beweiset die Möglichkeit, dafs sogar das traurig scheinende Schwarz, unter gewissen Umständen und mit Kunst behandelt, als Grundfarbe zur Dekorierung eines Zimmers gebraucht werden kann. Ein vorzügliches Mittel ist es dagegen andere Farben zu erhöhen, und ihre Wirkung zu vermehren; daher schon *van Dyk* und auch neuere Künstler Portraits am liebsten in schwarzer Kleidung mahlten. Die auf schwarzen Grund buntgemahlten Tänzerinnen aus Herkulanum sind ein sprechendes Beyspiel von der Wirkung dieser Zusammenstellung, und *Dessus de Porte* mit bunten Figuren auf schwarzem Grunde machen in einem übrigens buntfarbig dekorierten Zimmer keinen widrigen Eindruck. Aber nicht blofs als Zimmerverzierung in der Verbindung mit andern Farben, sondern auch bey einzelnen Meublen ist diese Farbe brauch-

bar, wie man an dem schwarzen Haarzeug zu Stuhl - und Sofabekleidungen, die zu jeder Zimmerverzierung passen; ingleichen an den mit Bronzebeschlägen, oder goldenen Leisten versehenen Rahmen, Tischgestellen und andern Arbeiten von Eben - oder schwarz gebeitztem Holze siehet.

g) Grau.

So wie man eine der Abstufungen der dunkelblauen Farbe, in eine hellere Schattierung Himmelblau, oder eine Abstufung des Dunkelroth, *Rosa* nennet, beide aber zum Blau und Roth rechnet, eben so könnte man die graue Farbe Lichtschwarz nennen. Wenigstens scheint der Gebrauch, durch eine graue mit schwarz verbundene Kleidung eine verminderte Trauer auszudrücken, mit dieser Meinung übereinzustimmen. Diese Farbe ist an sich bey der Schattengebung von dem gröſsten Nutzen, dienet auch in Verbindung mit Weiſs, bey Zimmerverzierungen, um durch Mahlerey Stein - oder Gypsarbeit oder Stucco nachzuahmen. Sie ist daher bey Lambrien, Fenstern, Gesimsen, Schäften, Thürverdachungen und dergleichen, unentbehrlich. Als Grundfarbe mangelt ihr ein muntres Ansehen; doch kann man sie bey gemahlten Vorzimmern, kleinen Speisesälen, und vorzüglich, wo man durch die Mahlerey Steinarbeit nachahmen will, anwenden. In seidenen Zeugen macht diese Farbe in Verbindung mit Rosa einen angenehmen Eindruck.

h) Braun.

Die braune Farbe, die wenig gefälliges und nichts munteres hat, ist bey Zimmerverzierungen nur bey kleinen Gegenständen, nicht in groſsen Massen als Grundfarbe zu Dekorierung der Wände, mit Vortheil anzuwenden; dagegen aber in Arbeiten von Mahagoni - Königs - Birnbaumholz und dergleichen, bey Meubles, als Schränken, Tischen, Stuhlgestellen u. s. w. dem Auge vorzüglich angenehm. —

Hier breche ich diefe als Versuch vorgelegte Gedanken über die bey Zimmerverzierungen, ohne Rücksicht auf Nachahmung anderer Völker, zu beobachtenden Regeln und über die Anwendung der Farben ab, und gehe zu der Beschreibung der mit diesem Hefte gelieferten Blätter über.

Das erste stellt den in Frankreich gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in der Architektur und der Dekoration der Gebäude herrschenden Geschmack dar.

In der Entfernung zeigt sich die Façade des Louvre, welches hier als das schönste Denkmahl der Französischen Baukunst um so mehr gewählt ist, da ich von dem talentvollen und gelehrten Chursächsischen Hofbaumeister, Herrn Weinlig, die Erlaubnifs erhalten habe, dessen mir mitgetheilte Beschreibung jenes Gebäudes hier beyzufügen.

Auf dem zweyten Blatte sieht man

A. die Darstellung eines Stuhles,

B. den halben Theil der vordern Ansicht eines Bettes, und

C. die vordere Ansicht eines Consol-Tisches, in damahligem Geschmack.

Die Werke, welche ich zum Theil benutzt, sind gewesen:

1) *Description de la ville de Paris*, 8. 1713.

2) *Architecture françoise, ou Recueil des Plans, Elevations et Profils par Jacques François Blondel à Paris* 1752.

3) *Description de Paris et de ses plus beaux Monumens gravés en taille douce, par Martinet Ingenieur et Graveur du Cabinet du Roi, pour servir d'Introduction à l'histoire de Paris et de la France par M. Beguillet à Paris* 1779. 8.

4) *Dictionaire Encyclopedique par Ordre de Matieres.*

5) *Les Oeuvres de Claude Perrault.*

Das Louvre zu Paris,

architektonisch - kritisch beschrieben.

Franz I. der Vater und Beförderer der Wissenschaften und Künste in Frankreich, legte zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts den ersten Grund zu dem Louvre. Dieser grofse Pallast war das erste Gebäude, welches nach den durch das Studium der Alten festgesetzten Systemen in Frankreich aufgeführt ward, und noch gegenwärtig, in Ansehung der vorzüglich geschmackvollen und sorgfältigen Ausführung an demjenigen Theil desselben, welcher unter Franz I. und Heinrich II. zu Stande kam, für das vorzüglichste und erste aller spätern Werke der Baukunst in Frankreich von Kunstkennern erklärt wird.

Vordem befand sich an der Stelle dieses Pallastes ein altes Schlofs, dessen unter Ludwig VII. im zwölften Jahrhundert schon gedacht wird, und das *Lauvrea* genennet ward. Dieses bestand aus verschiedenen höchst einfachen Gebäuden, ohne Plan und Symmetrie, mit Thürmen begränzt und einem breiten und tiefen Graben umgeben. Jeder dieser Thürme hatte einen besondern Nahmen, einen Hauptmann, und einen Kastellan. Die bekanntesten derselben sind der grofse Thurm und der Bibliothekthurm. Ersterer stand im Mittel des Hofes und war wieder besonders mit einem Graben umgeben, über welchen eine Zugbrücke zu dem Eingang des Thurms führte. Dieser war zur Schatzkammer und zu Staatsgefängnissen eingerichtet, und ward im Jahre 1204 von Philipp August ausgebessert und vergröfsert. In dem Bibliothekthurm errichtete Karl V. eine

Bibliothek von ungefehr neunhundert Manuskripten, und legte hiermit den Grund zu der nachmahls grofsen königlichen Bibliothek.

Germain Brice, J. F. Blondel, und mehrere andere Schriftsteller erzählen, dafs Serlio von Franz I. ausdrücklich aus Italien berufen worden sey, um das Louvre zu erbauen, dafs aber, so schön Serlio's Entwürfe hierzu auch wirklich ausgefallen, die Entwürfe von Pierre Lescot, gemeiniglich der Abt von Clagny genannt, jenen vorgezogen worden.

Dieser Nachricht scheint Serlio geradezu zu widersprechen. Franz I. der wahrscheinlich den Serlio auf seinen Feldzügen in Italien kennen gelernt hatte, liefs ihm unter andern dreyhundert *scudi d'oro*, zu Fortsetzung seiner architektonischen Schriften auszahlen, nachdem er ihn vorher zu seinem Baumeister ernannt hatte, wie Serlio dieses in seiner Dedikazion an gedachten König, welche dem dritten Buche seiner Werke vorgesetzt ist, dankbarlichst rühmt. Auf Befehl des Königs Franz mufste Serlio nach Frankreich kommen, und hielt sich bis an seinen Tod in Fontainebleau auf. Wenn Serlio aber im siebenten Buch seiner Schriften, wo er im vierzigsten Kapitel von dem Pallast zu Fontainebleau redet, unter andern sagt: „Ich, meines Orts, der ich mich hier aufhielt, und beständig hier wohnte, auch von dem grofsmüthigen König Franz besoldet ward, bin nie in irgend einer Sache zu Rathe gezogen worden;“ so scheint es nicht recht wahrscheinlich, dafs er zu Fertigung eines Plans zu einem Pallast in Paris, von einem so grofsen Umfang aufgefordert worden seyn sollte; da überdiefs Serlio des Louvres nie mit einem Worte gedacht.

Anderer Seits stehet dieser Nachricht ein Umstand im Wege, welcher auch so leicht nicht hinweg zu schaffen ist. Der Grund zu dem Louvre ward im Jahr 1528 gelegt, Pierre Lescot aber soll im Jahr 1578 in einem Alter von sechsig Jahren mit Tode abgegangen seyn, und hätte demnach als

ein Knabe von zehn Jahren, einen Plan zu dem Louvre gefertiget, welcher den Plan des Serlio weit übertroffen habe.

Gewiſs ist dargethan, daſs Pierre Lescot und Jean Gougeon bey Ausführung dieses Baues angestellt gewesen, und hierbey ihren Talenten Ehre gemacht haben.

Der Plan des Louvres ist ein gleichseitiges Viereck, welches einen groſsen Hof einschlieſst, von welchem jede Seite drey und sechsig französische Klaftern zur Länge hat. Es wird in das alte und neue Louvre eingetheilt, von welchen ersteres ausgebauet, letzteres aber nie ganz beendiget worden.

Das eigentliche alte Louvre besteht in einem der vier Winkel, dem Eingange durch die Kolonade, auf der Seite gegen die Kirche *S. Germain l'Auxerrois*, gegen über. Dieser von Franz I. angefangene, und unter Heinrich II. zu Stande gebrachte Theil des ganzen Gebäudes ist in Ansehung der vortrefflichen Bearbeitung vorzüglich merkwürdig, und zeugt von dem Antheil, welchen Bauherr und Baumeister an ihrem Produkte nahmen, und mit welcher Wärme und welchen Anhalten sie bey Ausführung ihrer Ideen zu Werke gingen. Ludwig XIII. lieſs den gegenüber stehenden Winkel, und den groſsen Pavillon im Mittel von *le Mercier* aufführen. Fortsetzungen, welche bey weiten den Werth der ersten Anlage nicht haben; doch finden sich in dem groſsen Pavillon einzelne schön ausgeführte Theile.

Das neue Louvre ward unter Ludwig XIV. nach dem Angaben des Perrault erbauet, und ist unter dem Nahmen der Kolonade des Louvres bekannt. Dieses begreift die ganze Seite gegen *S. Germain l' Auxerrois* und einige Theile der zu beiden Seiten daran stoſsenden Flügel, welche den groſsen Theil einschlieſsen.

Die nähere Betrachtung des eigentlichen alten von Franz I. und Heinrich II. aufgeführten Louvres dürfte beynahe zu der Vermuthung führen,

dafs der erste Plan zu diesem Gebäude von dem grofsen Umfange nicht gewesen sey, den er mit der Folge erhalten, wodurch aber viele fast zweydeutige Wiederhohlungen veranlafst worden. Die im Mittel jedes Flügels aufgeführten Pavillons scheinen mehr eine nothwendig gewordene Auskunft gewesen zu seyn, als in dem ersten Plan gelegen zu haben. An diesem alten Stück von dem Winkel bis an den mittlern Pavillon befinden sich drey Vorsprünge mit runden Giebeln bekrönt; die Rücklagen sind mit Pilastern, die Vorsprünge aber mit Säulen im eigentlichen Verstande verziert. Eine Anordnung, welche nach der Lage der Dinge, in diesem Hofe sieben Mahl wiederhohlt werden mufste. Die Höhe des ganzen Gebäudes ist in drey Stockwerke abgetheilt. In dem untern Stockwerk ist die Korinthische, und in dem Stockwerk darüber die Römische Säulenordnung; über beiden aber ein Halbgeschofs, oder Attike aufgestellt. Das untere dieser Stockwerke hat $28\frac{2}{3}$ Fufs; das zweyte 28 Fufs, und die Attike darüber 13 Fufs zur Höhe. Der Durchmesser der untern Säulen beträgt $2\frac{1}{3}$ Fufs und die Höhe derselben $19\frac{2}{3}$ Fufs, ungefehr $8\frac{1}{2}$ Durchmesser. Die Römischen Säulen darüber halten 21 Zoll im Durchmesser und $18\frac{1}{2}$ Fufs in der Höhe, etwas über zehn Durchmesser. Beide stehen auf Postamenten erhöht, von denen das untere zu der Säule darüber ungefehr wie 1 zu 4 sich verhält; das Postament im Stockwerk darüber hat nicht ganz den vierten Theil der Säule oberhalb desselben zur Höhe erhalten. Das Verhältnifs der Gebälke zu den Säulen ist in der untern Ordnung wie 1 zu 5, in der obern aber, ungefehr wie 2 zu 9. Verhältnisse, welche bey den Alten gefunden, von Vitruv und den neuern Baumeistern gelehrt worden, und in dem Zusammenhange eine gute Wirkung hervorbringen. Gegen die Verhältnisse der Säulenhöhen zu den Durchmessern könnten freylich Einwendungen Statt finden, da bekannter Mafsen die Korinthische Säule nicht leicht unter $9\frac{1}{2}$ Durchmesser angetroffen wird, und zehn Durchmesser für die gröfste Höhe der Korinthischen und Römischen

Säule angenommen werden. Wenn wir aber erwägen, daſs die Korinthische Säule hier auf einem Postament erhöht, und überdieſs noch zum Theil in die Mauer eingelassen, erscheint, so konnte der Baumeister das Anstöſsige einer zu schlank empor strebenden Säule nicht besser anwenden, als daſs er dieser eine in andern Umständen tadelhafte Höhe gab. Er zog hierbey, als ein Mann von Geschmack die Wirkung des Ganzen zu Rathe. Bey der obern Säulenordnung nahm er weislich auf die Wirkung Rücksicht, welche diese Ordnung auf das Auge des von unten hinauf Schauenden macht, und rechnete auf die nothwendig sich hierbey ereignenden Verkürzungen. Die Römische Säulenordnung verträgt eher, als jede andere, eine so willkührliche Behandlung und wir glauben in dieser eine Rechtfertigung für den Baumeister zu finden, wenn er für gut befand, die Römische Säule über die Korinthische zu stellen, da nach strengern Grundsätzen die Korinthische Säule über die Römische, und diese beiden Säulen, welche so viel ähnliches und unähnliches haben, vielleicht nie einander so nahe gestellt werden sollten.

Die Attike hält ungefehr den fünften Theil der ganzen Höhe des Gebäudes, und ist auf eine Art bekrönt, welche dem Ganzen ungemein vortheilhaft ist. Dieses geschahe auf eine an und für sich fehlerhafte Weise, welche unter andern Bedingungen nicht leicht gerechtfertiget werden könnte. Die Kapitäle der attischen Pilaster haben eine Reihe Akanthusblätter über dem gewöhnlichen Astrogal. Dieses letztere und die Blätter über demselben gehen ununterbrochen zwischen den Kapitälen fort; eine Behandlungsart, welche eine Art von Verwirrung hervor bringt, und es zweydeutig macht, ob diese Blätter zu dem Hauptsims oder zu den Pilastern gerechnet werden können. Hier aber wird dadurch eine Täuschung hervorgebracht, welche dem Hauptsims eine Gröſse und Erhabenheit giebt, wie sie zu Bekrönung eines Gebäudes, welches bereits durch zwey Gebälke über den Säulen durchschnitten ist, nöthig war.

Wir haben oben gesagt, daſs an den Rücklagen Pilaster, an den Vorsprüngen aber Säulen erscheinen. Jede dieser Rücklagen enthält drey Säulenweiten, in welchen in dem untern Stockwerk Bogen mit Fenstern innerhalb derselben, in dem Stockwerk darüber, Fenster mit Versimsungen und Giebeln, und in dem obern Halbgeschoſs niedrige attische Fenster angebracht sind.

Die Vorlagen bestehen in jedem Stockwerk aus vier Säulen in ungleichen Zwischenweiten. Die Weite der mittlern beträgt $5\frac{1}{2}$ Säulen-Durchmesser, der Zwischenweiten zu beiden Seiten aber nur $1\frac{2}{3}$ Durchmesser. Erstere enthält, wie in den Rücklagen, im untern Stockwerk einen Bogen, im Stockwerk darüber ein ansehnliches Fenster und in der Attike ein niedriges Fenster; in den engern Zwischenweiten aber sind in den beiden untern Stockwerken Nischen mit Figuren innerhalb derselben, in der Attike aber Basreliefs neben dem Fenster angebracht. Die Fenster in dem mittlern Stockwerk sind schön komponiert, sie haben eine elegante Form und ihre Gewände sind reich und mit Geschmack verziert. Die innere Höhe derselben verhält sich zur Breite wie 9 zu 4. Ihre Versimsung ruhet auf Konsolen, und oberhalb derselben ist eine Büste der Diana zwischen zween gegen einander gekehrten liegenden Löwen aufgestellt. Eine Allegorie, zu welcher *Biane de Poitiers* Gelegenheit gegeben hat, welche aber, ihrer öftern Wiederhohlung halber, allen Werth verliert. Diese Fenster scheinen gegen die daneben stehenden Säulen zu groſs, und diese haben hierdurch eher das Ansehen einer Verzierung als einer nothwendigen Unterstützung dieses Stockwerks erhalten. Ein Übelstand, welchem nicht so leicht auszuweichen ist, sobald in jedem Stockwerk eine eigne Säulenordnung aufgestellt wird, welchen Palladio jedoch, in gleichem Zusammenhange, erträglicher zu machen gewuſst hat, wenn er die Säulen, ohne Postament, unmittelbar auf die Versimsung des Stockwerks darunter aufstehen lieſs. Es lassen sich freylich

wider diese Anordnung auch Einwendungen machen, welche aber doch nicht zureichend sind, die Hauptwirkung darunter leiden zu lassen.

Die Frise in dem Gebälke der Römischen Ordnung ist mit Kindern, welche Festonen halten, verziert. Sie sind von der Hand des Jean Gougeon, und ausbindig schön behandelt. Dieser groſse Meister hielt sich geraume Zeit in Italien auf, und gelangte zu einer solchen Vollkommenheit in seiner Kunst, daſs er der Correggio der Bildhauer genennt wird. Es würde auſserdem unbegreiflich seyn, zu jener Zeit, in welcher die Gothische Bauart durch ganz Frankreich ausgeübt ward, eine so vortreffliche Behandlung und Ausführung der menschlichen Figur anzutreffen, die von den Gothischen Künstlern so ganz vernachlässigt ward. In beiden Gebälken sind die Frisen und Architraven durch groſse Inskriptionstafeln durchschnitten. Geschahe dieses auf Befehl, so läſst sich nichts dagegen einwenden; war es aber ein Einfall des Baumeisters, so ist es sehr tadelhaft und geschmacklos.

Diese ganze Anordnung bringt, durch die wiederhohlten Vorsprünge, vielen Abtheilungen und angebrachten Basreliefs und Verzierungen, eine reiche und mahlerische Wirkung hervor. Man kann den Baumeister hier keines den Grundsätzen der Baukunst gerade zuwiderlaufenden Fehlers beschuldigen. Die Profile sind mit Geschmack und Genauigkeit behandelt. Alles dieses giebt diesem Kunstwerk einen unverkennbaren und fortdauernden Werth. Das alte Louvre und die Fontaine werden Pierre Lescot und Jean Gougeon, als vorzüglich groſse Männer und bewährte Künstler, der spätesten Nachwelt ankündigen. Mit allem dem trägt dieses Monument den Karakter seines Zeitalters und eines kleinlichen Geschmacks an sich.

In dem unter Heinrich II. völlig ausgebaueten Stück befindet sich eine ansehnliche Folge von königlichen Apartements und Sälen, welche schön behandelt und dekoriert sind, und einen groſsen Reichthum der gewähltesten

Kunstwerke enthalten. In dem Antikensaal tragen vier Caryathiden eine Tribüne von Jean Gougeons Meifsel mit vorzüglicher Schönheit.

Noch bleiben uns die zwischen den fortgehenden Gebäuden sich erhebenden Pavillons zu betrachten übrig. Der vorzüglichste unter diesen ist der sogenannte grofse Pavillon, nach der Strafse *Fromenteau* zu, von *Jaques le Mercier* unter Ludwig XIII. erbauet. Die Hauptanordnung dieses Pavillons ist, bis über den Hauptsims der Attike, den Gebäuden daneben in Allem gleich, aufser dafs hier in jedem Stockwerk acht Säulen, paarweise, in drey beynahe gleichen Entfernungen angebracht sind. Die Säulen an den Ecken sind gekuppelt, im Mittel aber sind die zu jeder Seite der Arkaden gestellten Säulen in einander eingelassen, und zwar so, dafs die den Arkaden zunächst stehenden ein wenig zurücktreten. Nachahmung einer Freyheit, welche Palladio an dem Pallast *Chiericato* zu Vicenz sich erlaubt hat. In dem untern Stockwerk befinden sich zwischen diesen Säulen drey Bogen, im Mittel des Stockwerks darüber aber ein Bogen, und innerhalb desselben eine mit einem Fronton bekrönte Thüre, vor welcher eine Ballustrade fortgeht; zu beiden Seiten aber Fenster, den Fenstern in den bereits beschriebenen Vorlagen gleich. In dem obern Halbgeschofs der Attike, sind drey Fenster mit Versimsungen, über welchen antike Helme liegen, neben den Fenstern aber Basreliefs von Tropheen.

Oberhalb des Haupsimses der Attike erhebt sich dieser Pavillon über die übrigen Gebäude empor. Diese Erhöhung beträgt, mit dem obern, das Ganze von neuen bekrönenden, Hauptgesims, $26\frac{1}{2}$ Fufs. Über einer Ballustrade, und einem über diese sich erhebenden Podium tragen paarweise grouppierte Caryathiden einen vierten grofsen Hauptsims, welcher zwey kleine Vorsprünge, über dem mittlern derselben einen dreyeckigen, über dem folgenden einen runden, oberhalb des erstern, und endlich über die ganze Breite des Pavillons, einen dritten spitzigen Fronton über sich hat.

„*Hardieſse de genie*, *qu'on ne peut pardonner qu'à un grand homme*, *mais qui ne doit jamais trouver d'imitateurs*“ — Sagt der jüngere Blondel, bey Betrachtung dieser launigen Komposition. Die Caryathiden sind gegen die untern Ordnungen kolossalisch, aber von der Meisterhand Serasins. Man vergiſst über ihrer Schönheit ihre unverhältnismäſsige Gröſse, und den nothwendig daher rührenden Übelstand. Ihre Höhe verhält sich gegen die Höhe der Römischen Säulen im mittlern Stockwerk, wie 7 zu 9. Die Frise des Hauptsimses ist mit neben einander geordneten Muschelschalen verziert. Der ganze obere Bau hat mit dem untern so wenig Zusammenhang, ist in einem von diesem so verschiedenen Stil komponiert, daſs es fast mehr als wahrscheinlich ist, daſs *le Mercier* wohl nur das obere Stockwerk darauf gesetzt habe. Den ganzen Pavillon bedeckt eine hohe viereckige Kuppel, mit einem niedrigen Aufsatz oberhalb derselben, welcher mit Festonen umhangen ist.

Alle diese hier beschriebenen Anordnungen werden in dem Innern des groſsen Hofes angetroffen. Die Auſsenseite, nach den Thuillerien zu und nach der Straſse *S. Honoré*, sind noch rauh und unvollendet.

Die Façaden längst den *Quai*, an der Seine, und gegen die Kirche *S. Germain l'Auxerrois*, sind in einem von dem Innern ganz verschiedenen Stil erbauet; und letztere, die Kolonade des Louvres ist ihres groſsen Rufs halber, einer nähern Beleuchtung werth.

Diese ward in dem siebzehnten Jahrhundert aufgeführt, und im Jahre 1665 der erste Grund hierzu gelegt. Blondel der jüngere giebt ihr den dritten Platz unter den Wunderwerken der Französischen Baukunst.

Ein Werk der Baukunst von dem Umfange und der Bauart, wie die Façade des Louvres gegen *S. Germain l'Auxerrois*, erforderte in Wahrheit viel Kühnheit bey dem Entwurf, und Studium und kalte Überlegung bey

der Ausführung. Beide sind in so manchen Rücksichten wundernswerth und zeugen von der Prachtliebe und dem Aufwand Ludwig XIV.

Verschiedene haben die Erfindung dieses prächtigen Monuments dem Baumeister *le Veau* und seinem Enkel *d' Orbay* zugeschrieben; es ist aber erwiesen, daſs Perrault, der Verfasser der Französischen Übersetzung der Vitruvischen Lehrbücher, die Idee hierzu gegeben hat. Vielleicht sind jene Baumeister bey Ausführung derselben mit zu Rathe gezogen worden.

Die ganze Länge dieser Façade beträgt 87½ Französische Klaftern, und wird durch zwey Eck-Pavillons, eine groſse Vorlage im Mittel, und zwey zwischen diesen zu beiden Seiten fortgehende offene Gallerien in fünf Abtheilungen eingetheilt. Das untere Stockwerk ist eine Fortsetzung des an der Auſsenseite gegen die Seine fortgehenden Soubassements, und läuft auch hier ununterbrochen fort. Dieses Soubassement hat 30 Fuſs zur Höhe, und ist mit einer Versimsung und einem Astrogal unterhalb derselben versehen. Über dieser Versimsung läuft eine Ballustrade von 3 Fuſs Höhe, zwischen den Sokeln, auf welchen die Säulen aufstehen, fort. Diese Säulen halten 41 Zoll unten am Fuſs im Durchmesser, und 38 Fuſs in der Höhe. Die Höhe des Gebälkes darüber beträgt 9 Fuſs 1¼ Zoll. Perrault erwählte die Korinthische Säulengattung, und stellte diese doppelt oder gekuppelt, nach der ganzen Länge der Façade, auf. An der mittlern Vorlage erscheinen acht oder vier Paar dieser gekuppelten Säulen, von welchen die mittlern zwey Paar zweymal so weit, als die zu beiden Seiten, von einander entfernt sind. Das Ganze bekrönt ein dreyeckiger groſser Giebel. Die zwischen diesem Mittelgebäude und den Eck-Pavillons fortgehenden beiden offnen Gallerien enthalten jede sieben Paar Säulen, von welchen sechs Paar gekuppelt, die übrigen zwey Säulen aber, an beiden Enden der Gallerien, isoliert sich darstellen. In diesen Gallerien ist die hintere Wand in zwey ungleiche Theile, durch einen Gurt-Gesims getheilt, so daſs der obere Theil ein Drittheil der

ganzen Höhe beträgt. Dieser Gurtsims geht auch an dem Mittelgebäude und den Eck-Pavillons zwischen den Säulen und Pilastern fort. In dem untern Theil gedachter Gallerien befinden sich abwechselnd Nischen mit Figuren innerhalb denselben, und Glasthüren, beide mit Frontons; über dem Gurt-Gesims aber Medaillons, welche von Löwenköpfen gehalten werden, mit herabhängenden Festonen zu beiden Seiten. Diese beiden Gallerien verbindet ein in der Stärke der Mauern fortgehender kleiner Korridor. An den Eck-Pavillons erscheinen an beiden Enden zwey gekuppelte Pilaster, im Mittel aber, zu jeder Seite eines Bogenfensters, eine Säule und ein Pilaster zusammengekuppelt. Über den Gallerien und Eck-Pavillons gehet eine ununterbrochene Ballustrade fort, und verdeckt einen Theil des Daches.

So vielen Beyfall dieses Wunderwerk der Französischen Baukunst auf einer Seite erhalten hat, und so eine Menge Schriftsteller die erhabene Schönheit desselben ausposaunt haben, so vielen Kritiken hat es auf der andern Seite unterliegen müssen. Perrault hat sich diesen letztern auf eine ausnehmende Art ausgesetzt, und sie wohl nie ganz zu seinem Vortheil beantworten können.

Perrault unternahm bey dieser Komposition ein Wagestück, das ihn in eine Menge Schwierigkeiten verwickeln mufste, welche er gewifs nicht alle vorhersah, oder sie nicht für so wichtig hielt, als sie in der Folge werden mufsten. Er liefs sich von der anmafslichen Originalität seiner Ideen bethören, ward seines Irrthums zu spät gewahr, und befand sich am Ende in der Verlegenheit, eine gute Miene bey einem schlechten Spiel anzunehmen. Nie hatte er die grofsen Muster der Alten anders als im Kupferstiche betrachtet; als Gelehrter hatte er die Baukunst in seinem Paris und in seinem Kabinet studiert. Die schön gestochnen Abbildungen in seiner Französischen Übersetzung des Vitruv beweisen dieses augenscheinlich.

Wenn Jean Gougeon, von dem Geist der Alten durchdrungen, diesen seinen neuen Schöpfungen einzuhauchen verstand, so glaubte Perrault durch kalte Raisonnements und trockne Regeln und Berechnungen ein Werk des Geschmacks darzustellen. Nur dieses Mifsverständnifs hat in neuern Zeiten Anlafs gegeben, die Baukunst aus der Reihe der bildenden Künste zu verdrängen. Ein barbarisches Mifsverständnifs, dessen wir uns eben nicht zu erfreuen haben, und das keine Fortschritte in der Baukunst erwarten läfst.

Schule, Erfahrung und Geist der Kunst, der scharfe Blick, die Wirkungen seiner Entwürfe zu beurtheilen, zu fühlen und voraus zu sehen, scheinen Perrault gänzlich gemangelt zu haben. Die Fähigkeit durch zweckmäfsige Behandlung Wirkungen hervor zu bringen, von welchen er zuerst begeistert werden sollte, um diese Begeisterung andern mitzutheilen, konnte er bey seiner Art zu studieren nicht erhalten. Mit dem Kompendium in der Hand berechnete er Proportionen, wie sie zu seiner Aufgabe pafsten, den Druck seiner langhin freyliegenden Architraven, und den zu deren Erhaltung nothwendigen Widerstand.

Die erste Bemerkung, welche dem Anschauenden sich aufdringt, ist die unerwartete Frage: Zu welcher Bestimmung eigentlich ein Gebäude, von so grofser Pracht, und ungemessenem Aufwand, aufgeführt worden seyn könne; da die so ungemein sparsam angebrachten Fenster weder auf eine Wohnung, noch sonst auf einen möglichen Endzweck des Innern, einen Schlufs machen liefsen? Die ganze Façade hat mehr das Ansehen einer zu öffentlichen Feyerlichkeiten aufgerichteten Dekoration, als eines Königlichen Pallastes. Vielleicht dürfte dieselbe auf der Seite gegen den Flufs eine ungleich zweckmäfsiger scheinende Wirkung hervor bringen. Welch einen herrlichen Effekt macht die Gallerie an dem Pallast des Kaisers Diocletianus zu Spalatro an der Seite gegen das Meer! Aber auch in diesem Falle würden, zu Erleuchtung der an die Gallerien gränzenden Gemächer, mehrere Öffnungen erforderlich

seyn. Die Unterbrechung dieser Gallerien durch das ansehnliche Mittelgebäude ist eine moderne Affektation, welche aber ihre Vertheidiger findet. Dieses Mittelgebäude stehet ganz müſsig da, und würde doch durch eine Königliche Tribüne im Mittel, den beiden Seiten-Gallerien einigermaſsen zu Statten gekommen seyn. Diese würden hoffentlich nicht da seyn, wenn man von da nicht öffentliche Ceremonien oder Feste mit ansehen sollte, welche auf dem Platz davor gehalten würden. In diesem Falle aber müſste doch wohl dem König ein Platz vorbehalten seyn, der sich vor andern auszeichnete. Wären diese Gallerien im Mittel nicht unterbrochen, so dürfte dieses freylich so nothwendig nicht seyn; hier aber war es fast unbedingt nothwendig. Aber leider hatte Perrault seine Maſsregeln so übel genommen, daſs er auf eine so einleuchtend nothwendige Veranstaltung Verzicht thun muſste.

Die in Wahrheit neue Idee, an einem so groſsen Gebäude, und in einer so beträchtlichen Ausdehnung gekuppelte Säulen aufzustellen, vermochte den ältern Blondel, einen Zeitgenossen des Perrault, zu Untersuchungen und Widerlegungen der Vertheidigung, welche letzterer deshalb in einer Note zu seiner Übersetzung Vitruvs zu geben sich gemüſsigt gesehen hatte. Blondel hat diese Untersuchungen seinem groſsen *Cours d'Architecture* einverleibt, und sie enthalten wohl alles, was auf einer Seite dafür und auf der andern dawider angeführt werden kann. Perrault läſst sich beygehen, zu behaupten, daſs der Architrav, oder die steinernen Epistylien, welche nur von einer Säule zur andern fortgehen, durch gekuppelte Säulen, besser als durch einfache, unterstützt werden. Hierauf versetzt Blondel, wie er die Wahrheit dieser Behauptung nicht begreifen könne; er sey vielmehr überzeugt, daſs die bey gekuppelten Säulen nothwendigen langen Architraven der Festigkeit nachtheilig seyn müssen. Der Architrav ruht an beiden Enden auf den einander zunächst stehenden Säulen auf, und die neben diesen

gestellten Säulen tragen nichts und stehen müſsig da. Das Beyspiel, daſs ein langer Balken von vier Männern fortgetragen wird, welcher von zween nicht fortgebracht werden kann, paſst hieher gar nicht; aber auch diese verstehen ihren Vortheil nicht, wenn sie paarweise an beiden Enden anpacken. Wollte man aber erwiedern, daſs die zweyte, zweyer gekuppelten Säulen, das darauf folgende Epistylium unterstütze, und daſs solchemnach jedes Ende der Epistylien auf der ganzen Säule ruhe, welches bey isolierten Säulen nur auf der Hälfte geschiehet; so liegt das äuſsere Ende derselben zwischen beiden gekuppelten Säulen ganz frey und ohne alle Unterstützung; ein Fehler wider die ersten Grundsätze der Baukunst.

Ein Raisonnement, welches Perrault zu Vertheidigung der gekuppelten Säulen vorbringt, ist ungleich feiner ausgedacht, wenn er sagt: „Daſs, über die von Vitruv angegebenen fünf Säulen - Weiten diese sechste erfunden worden sey, um dem Geschmack seiner Nation Gnüge zu leisten, welche das Tageslicht und groſse Öfnungen liebe, ungeachtet dieses freylich einen Hang nach dem Gothischen Geschmack verrathe, welcher von dem Geschmack der Alten sehr entfernt sey; wenn diese letztern nahe neben einander gestellte Säulen für schön gefunden haben. Es sey andem, daſs diese Art, die Säulen zu stellen, von den Alten nicht autorisiert sey, daſs es ihm aber eben so erlaubt scheine, neue Erfindungen den Erfindungen der Alten hinzuzufügen, als Hermogenes sich erlaubt habe, die Anlagen seiner Vorgänger abzuändern, und aus dem Dipteros ganze Reihen von Säulen hinweg zu nehmen, und hierdurch das Pseudodipteros in Gebrauch zu bringen, und die Gänge um die Tempel zu erweitern, und bequemer zu machen. Er finde diese neue Stellung der Säulen in verschiedenen Zwischenweiten um so mehr erlaubt, da diese alle die Vortheile in sich vereinige, welche die älteren Säulenstellungen, jede für sich, gewähren können. Denn auſser der Schönheit neben einander gestellter Säulen,

welche von den Alten so sehr geschätzet ward, gäbe sie weite Öffnungen, welche die Neuern verlangten, ohne hierdurch der Dauerhaftigkeit zu nahe zu treten.

Blondel findet wider dieses Anführen, der Vorliebe der französischen Nation für das volle Tageslicht und die weiten Öffnungen, nichts einzuwenden, zumahl da Perrault zu gleicher Zeit bekenne, daſs diese Vorliebe noch eine Anhänglichkeit an die Gothische Bauart zu erkennen gebe, welche von der Bauart der Alten sehr abweiche. Eben so wenig lieſse sich abläugnen, daſs es nicht erlaubt seyn sollte, die Erfindungen der Alten durch neue zu erweitern. Er besorge aber sehr, daſs eine so unbedingte Erlaubniſs ungebildeten, neuerungssüchtigen Genies zu groſsen Spielraum lassen möchte, die seltsamsten Ungereimtheiten, als Erweiterungen der Kunst vorzutragen; wie denn Beyspiele hiervon nicht selten aufzufinden wären. Was aber die Abänderung des Hermogenes bey dem Dipteros, und die Umwandlung desselben in ein Pseudodipteros anlangt, so dürfte dieses Gleichniſs wohl eher wider, als für die Neuerung angeführt werden können. Hermogenes änderte weder an der Stellung der Säulen, noch an der Form und Anlage des Dipteros etwas ab, er gab ihm nur mehrere Simplicität, und machte ein Peripteros daraus, dessen um die Cella gehenden Gallerien die doppelte Breite des eigentlichen Peripteros hatten. Überdieſs bleibt hier noch zu bemerken, daſs das Dipteros eine Anlage war, welche bey den ältern griechischen Tempeln nicht angetroffen wird, und wohl erst später in Gebrauch kam, als Prachtliebe über eine bescheidene Gröſse siegte. Bey einer so zweydeutigen Neuerung durfte Hermogenes sich um so weniger Bedenken machen, Abänderungen auf die Bahn zu bringen, von welchen es doch noch nicht ausgemacht ist, ob er hierdurch diese Art von Tempeln verschönert, oder die Wirkung der umherlaufenden Säulengänge nicht geschwächt habe. Der Vorwurf, daſs die von den Kolonaden

nach der Cella hinüberliegenden steinernen Balken hierdurch eine bedenkliche Länge und ein zerbrechliches Ansehen erhalten mufsten, läfst sich so leicht nicht ablehnen. Was endlich die Vortheile anbetrifft, welche Perrault seiner neuen Säulenstellung zuschreibt, so ist es zu gleicher Zeit gewifs, dafs diese alle Fehler nothwendig macht, welche Vitruv bey jeder der alten Säulenstellungen für sich verwerflich findet. Diese neue Anordnung die Säulen zu stellen hat auf einer Seite die Unbequemlichkeit der gar zu enge gestellten Säulen, welche hier näher als in einer der alten Säulenstellungen beysammen stehen; auf der andern hat sie den Fehler, der zu weit von einander entfernten Säulen, des Areostilos, welches Vitruv als sehr tadelhaft anführt. Was die Dauerhaftigkeit anlangt, welche Perrault seiner Anordnung beylegt, so ist nur zu bekannt, dafs er das Eisen nicht geschonet habe, um seinen langhin liegenden Epistylien die nöthige Haltbarkeit zu verschaffen. Blondel macht endlich die sehr gegründete Erinnerung, dafs so wenig die Vermehrung des Aufwandes den Baumeister abschrecken dürfe, wenn es darauf ankommt, seinem Werk mehrere Vollkommenheit zu geben, der Aufwand bey Verdoppelung der Säulen unnützer Weise erhöhet werde; indem er deutlich zeigt, dafs da, wo zwölf gekuppelte Säulen erfordert werden, zehen isolierte zureichend sind.

Perraults Selbstgenugsamkeit fällt beynahe ins Lächerliche, wenn ihm am Ende seiner Vertheidigung zu sagen beliebt, dafs es ausgemacht sey, dafs seitdem gekuppelte Säulen dargestellt worden, man diese schön gefunden habe; dafs alle neuere Baumeister, von Bramante an bis auf Mansard diese Säulenstellung gebilliget und angebracht, und dafs es sehr wahrscheinlich sey, dafs wenn die Alten auf diese glückliche Erfindung gekommen wären, sie dieselbe eben so gerne angebracht haben würden.

Eine der gröfsten Schwierigkeiten, welche Perrault bey seiner Kolonade zu überwinden hatte, war die Anlage eines Portals, das hier den

Haupt - Eingang in das Louvre anzeigen, und das dieser Bestimmung gemäſse Ansehen erhalten sollte. Eine Aufgabe, welcher nach der Lage der Dinge schwer Gnüge geleistet werden, und deren Auflösung ohne Licenzen, die mit dem Ernst der übrigen Anordnung schwer zu vereinbaren waren, nicht abgehen konnte. Der ganze Zusammenhang scheint nicht hiernach berechnet zu seyn, und folglich war die ganze Berechnung an und für sich fehlerhaft.

Perrault fand für gut, in der mittlern Vorlage, den gekuppelten Säulen im Mittel eine Entfernung zu geben, welche sich gegen ihre Höhe wie zwey zu drey verhält, und zweymahl so weit, als die übrigen groſsen Säulenweiten ist; den Simms des Soubassements darunter zu zerschneiden, und einen Bogen auf diesen Simms zu setzen, welcher zwischen den Säulen darüber hinauf steigt, um hierdurch dem Eingang eine angemessene Höhe zu geben. Eine Auskunft, welche an sich selbst einen Übelstand macht, und nothwendig andere Unannehmlichkeiten nach sich ziehen muſste. Der Bogen steigt in das, über den Simms des Soubassements sich anhebende, obere Stockwerk hinauf, und konnte am Ende nicht offen seyn, ohne den Fuſsboden darüber zu zerschneiden, und andere nicht zu umgehende Ungereimtheiten nach sich zu ziehen. Er ist also nichts als eine Vertiefung, in welcher, über dem innerhalb fortgesetzten Simms des Soubassements, die Büste des Königs in eine zirkelrunde Nische aufgestellt ist, mit Figuren zu beiden Seiten. Unterhalb des Simmses fand die Eingangs - Thüre ihren Platz, welche so ansehnlich sie ist, ihre Höhe beträgt 24 Fuſs, und ihre Breite 12 Fuſs, hier klein und unansehnlich erscheint. Neben diesem anmaſslichen Haupt - Portal, führen zwey kleinere Thüren in das Louvre, welche eben so wenig Effekt machen. Der aufwärtssteigende Bogen verhinderte in dem obern Stockwerk eine Öffnung anzubringen, welche hier im Mittel so nothwendig scheint; und die zwischen den

Säulen aufsteigende gerade Wand macht eine widrige Wirkung, welche die hier angebrachten Verzierungen nicht aufheben. Das über dem Bogen aufgestellte Königliche Wappen mit Genien und Tropheen umgeben erscheint immer als ein Werk der Noth, und als eine Auskunft, zu welcher Perrault seine Zuflucht nahm, weil sein Portefeuille ihm keine bessere darreichte. Es wäre doch wohl möglich gewesen, eine weniger triviale Idee hier anzubringen. Über dem Gurtgesimms halten, zu allem Überfluſs, noch zwey Figuren mit Trompeten ein ausgebreitetes Pergament mit einer Inschrift. Zusammengeraffte Dekorationen ohne Plan und Zusammenhang. Das Feld in dem Fronton nimmt ein groſses Basrelief ein.

Vielleicht könnte man diesen Giebel, zwischen den fortlaufenden Ballustraden, verwerflich finden, da diese eine Terrasse oberhalb des Gebäudes anzeigen, zu welcher man durch das Sparrwerk dieses Giebels hinaus kriechen muſs. Ein Übersehen, welches einem so kalten, regelrechten Kompositeur so leicht nicht verziehen werden kann.

Brice erzählt, daſs ungeachtet zu damahligen Zeiten sehr geschickte Künstler in Paris vorhanden gewesen, der König dennoch die geschicktesten Männer aus Italien habe kommen lassen, und diese Königlich bezahlt habe. Es ist auch gewiſs, daſs die Ausführung, so weit es der Geschmack des Baumeisters erlaubte, von groſser Schönheit ist. Der Stamm der Säulen ist schön behandelt und kanneliert; eine seltsame Grille italiänischer Baumeister vermochte Perrault, ihm einen spillenförmigen Kontur zu geben, das ist: den Stamm der Säulen am dritten Theil von unten stärker anlaufen zu lassen, als am Fuſs, und ihn also nach unten und obenzu zu verjüngen. Die Fenster im Soubassement sind von einer seltsamen Form, und haben Verhältnisse, welche an ihren Ort am wenigsten passen. Ihre Höhe beträgt fast dreymahl ihre Breite, und sie endigen sich oben mit einem Stück Bogen, welches einen Satyrkopf zum Schluſssteine hat. Die

Annalisierung der Simmswerke und ihrer Profile dürfte uns zu weit führen; daſs sie aber mit den Simmswerken der Griechen und Römer, und selbst mit den Simmswerken am alten Louvre, sehr kontrastieren, wird jeder von diesen begeisterte Kunstkenner sich nicht erst sagen lassen. Fast buchstäbliche Nachahmung der schönen Fenster, welche Jean Gougeon an dem alten Louvre darstellte, sind die Fenster und Nischen schon in dem obern Stockwerk. Beide sind von überaus glücklicher Erfindung, und, einige gesuchte Zierlichkeiten ausgenommen, den schönsten Fenstern aus dem Alterthum an die Seite zu stellen. Die Basreliefs in den Medaillons darüber muſsten nothwendig so klein ausfallen, daſs sie nicht einmahl in den obern Gallerien, viel weniger von unten deutlich gesehen werden können. Warum Perrault an den Brustlehnen der Gallerien Schlungwerk (*Entrelas*) den Balüstern vorgezogen hat, ist so leicht nicht abzusehen, und die glatten Sokel unter den Säulen, mit den über dem *Entrelas* fortgehenden glatten Platten, machen einen trocknen und magern Effekt. Eine fortlaufende Versimmsung über beiden würde der Säulen - Ordnung unendlich angemessener seyn.

Es war in Wahrheit eine Gewissens - Sache, ein so berühmtes Monument näher zu beleuchten, welches nur zu oft als ein Muster groſser und erhabner Baukunst vorgestellet wird, um dem Schaden entgegen zu arbeiten, welchen ein so blendendes Beyspiel anrichten kann.

Als einer merkwürdigen Seltenheit müssen wir noch zweyer Stücke Stein gedenken, welche die obere aufrechte Kehle, über beiden aufsteigenden Versimmsungen des groſsen Frontons über dem Mittel - Gebäude, ausmachen. Das übrige Gesimmse, so wie die langen Architraven bestehen aus Wölbsteinen. Diese beiden Stücke Stein sind sowohl an sich selbst, als der sinnreichen Veranstaltungen wegen, welche zu ihrer Herbeyschaffung aus den zwey Stunden Weges weit entlegenen Steinbrüchen, und sie

sodann auf die Höhe zu bringen und sicher und unbeschädigt zu legen, erforderlich waren, eine denkwürdige Erscheinung. Jeder dieser Steine hält 54 Fuſs in der Länge, 8 Fuſs in der Breite, und nicht mehr als $1\frac{1}{2}$ Fuſs in der Stärke. Sie wurden als ein Stück in den Steinbrüchen bey Meudon gefunden, und zu gegenwärtigem Behuf aus einander gesägt.

Ponce Cliguin, ein Zimmermann, erfand und fertigte die zu diesem groſsen und gewagten Unternehmen erforderlichen Maschinen, und war so glücklich dasselbe auszuführen, und zwey so zerbrechliche und schwer zu behandelnde Steinmassen ohne Beschädigung an ihren Bestimmungs-Ort zu bringen. Die Abbildung und Beschreibung dieser Maschinen hat Perrault in seiner Übersetzung Vitruvs vorgelegt, auch einige Verbesserungen an denselben gezeigt. Da die Beschreibung und Behandlung dieser Maschinen, ohne jene Abbildungen nie deutlich und anschauend werden können, so müssen wir unsre Leser dahin verweisen.

So viel ist gewiſs, daſs dieses Unternehmen nicht weniger Kühnheit und Scharfsinn erforderte, als die groſsen Veranstaltungen, welche Fontana bey Fortbringung und Errichtung des Obilisken auf dem S. Peters-Platze so glücklich zu Stande brachte.

Das Innere des neuen Louvres ist nie ausgebauet worden; und ist durch einfache Wände zu Wohnungen und Werkstätten für Künstler abgetheilt. Die übrigen Flügel um den groſsen Hof sind den Königlichen Akademien der Wissenschaften und Künste eingeräumt, welche darin ihre Versammlungs- und Lehr-Sähle, auch einige Wohnungen für die Professoren haben.

Dieser in allen Rücksichten merkwürdige und mit Königlichem Aufwand aufgeführte Pallast ist mit dem Pallast der *Thuillerien* durch eine 227 Klaftern lange Gallerie verbunden, welche auf dem *Quai*, an der Seine hin, fortgeht, und verschiedene Durchfahrten hat. Das Dach dieser

Gallerie ist mit einer fortgehenden Reihe von abwechselnd runden und spitzigen Giebeln verziert, welche eine wenig befriedigende Wirkung hervorbringen. Die Bestimmung dieser unter Heinrich IV. und Ludwig XIII. erbaueten Gallerie war, ein in derselben anzulegendes Königliches Musäum, welches aber nie zur Ausführung gekommen ist.





Kamtschadalischer Geschmack.

Es wird ohne Zweifel unerwartet seyn, in einem Werke, welches den guten Geschmack, und die vortheilhafte Anwendung der bildenden Künste bey unsern Wohnungen zum Gegenstande hat, ein Land erwähnt zu finden, das fast aller Schönheiten der Natur beraubt ist, und bey dessen Einwohnern kaum ein Versuch einer, zu einer bildenden Kunst zu rechnenden Arbeit angetroffen wird.

Indessen lehrt die Erfahrung, daſs der unbemerkte Genuſs eines Gutes um vieles erhöhet, und dessen Werth erst dann ganz empfunden wird, wenn man sich mit andern, die vom Schicksal weniger begünstigt sind,

vergleicht. Schon aus dieser Ursache wird man es hoffentlich verzeihen, wenn auch das so wenig reitzende Kamtschatka, und dessen beeisete Einwohner einen Platz in diesem Werke erhalten. — Überdieſs ist dem forschenden Manne nichts zu geringfügig, und er weiſs selbst aus den Mängeln Anderer Nutzen zu ziehen.

Aber wird man fragen, was kann es dem Architekten nützen, zu wissen, wie die Kamtschadalen oder andere rohe Völker ihre Hütten bauen? Die Natur hat dem Menschen keine Wohnungen bereitet, welche der Baumeister zum Muster wählen könnte, um nach denselben Wohnungen für sich und andre aufzuführen und auszuschmücken. Sie gab dem Menschen Bedürfnisse, die ihn nöthigten, sich ein Obdach zu verschaffen, und dieses Obdach ward nach und nach ausgeschmückt und endlich zum Pallaste umgeschaffen. Und gewiſs muſs es für den denkenden Architekten eben so interessant als nützlich seyn, die verschiedenen Wege zu beobachten, auf denen der Mensch unter verschiedenen Himmelsstrichen, unter Anwendung verschiedener Materialien, von der Anlegung einer geringen Wohnung oft bis zur Aufführung der gröſsesten Gebäude fortschritt.

Die Russen entdeckten im vorigen Jahrhunderte die Halbinsel Kamtschatka, unterwarfen die Einwohner ihrer Botmäſsigkeit, und seitdem haben sowohl Russen, als die zur Besatzung dahin verlegten Kosaken, selbst durch Heirathen sich mit den Eingebornen vermischt, verschiedene kleine Örter in diesem Lande angelegt, und zum Theil mit Pallisaden umgeben, die sie deſshalb Ostrogs, d. i. Festungen nennen. Diese Ostrogs enthalten Kirchen und andere öffentliche Gebäude, z. B. Häuser, wohin die Eingebornen ihren Tribut bringen, andere, in denen die Einnehmer wohnen, Wirthshäuser, Laboratorien, in denen Brantwein verfertigt wird, Vorrathshäuser zu Kriegs - und andern Bedürfnissen, Kramläden, u. s. w. Diese von Russen und Kosaken aufgeführten Häuser sind meistens von

Lerchenbaumholze erbauet und den in Rufsland gewöhnlichen Häusern ähnlich. Die Eingebornen aber haben Hütten von ganz andrer und eigener Bauart, die zum Theil in die Erde eingegraben sind.

Die natürliche Beschaffenheit des Landes, welche allezeit auf Lebensart und Bildung der Einwohner grofsen Einflufs hat, ist nicht günstig. Ackerbau und Viehzucht fehlten bisher fast ganz, und sehr oft wüthen Erdbeben und aufserordentlich heftige Sturmwinde. Überall erblickt man hohe Berge, die mit ewigem Schnee und Eis bedeckt sind, und Flammen, oder doch Rauch ausstofsen; an den Küsten aber ist man häufigen Sturmwinden, dem Toben des Meeres, und Überschwemmungen ausgesetzt. So wenig aber dieses Land auf den ersten Anblick zu einem Aufenthalte für Menschen bestimmt scheint, hat es dennoch gewisse Vorzüge. Luft und Wasser sind in Kamtschatka so rein und so gesund, dafs man daselbst von bösartigen Fiebern, Pest, und andern gefährlichen Krankheiten gar nichts weifs. Auch die Pocken sind erst durch die Russen in jene Gegenden gekommen. Gewitter sind sehr selten und thun keinen Schaden, und der Bifs giftiger Thiere ist dort etwas ganz Unbekanntes.

Selbst den Mängeln, welche diefs Land noch drücken, wird wahrscheinlich mit der Zeit noch abgeholfen werden, so wie man ihnen zum Theil schon abgeholfen hat, indem seit geraumer Zeit verschiedene russische Bauer - Familien mit einer hinlänglichen Anzahl von Pferden und Hornvieh, und mit allem Ackergeräthe versehen, zu Treibung des Ackerbaues dahin geschickt worden sind. Und da das Land vortreffliche Huthungen hat, so ist zu erwarten, dafs die Viehheerden sich vermehren werden.

Die Einwohner selbst sind so roh und wild, als ihr Land rauh und unfreundlich ist. Sie sind klein von Person, haben schwarzes Haar, eine bleichgelbe Gesichtsfarbe, wenig Barthaare, ein flaches Gesicht, eingedrückte platte Nasen, kleine tiefliegende Augen, hervorstehende Backen-

knochen, einen hängenden Bauch, schwache Beine und einen langsamen schläfrigen Gang. Dabey sind sie starrsinnig und trotzig, wenn sie mit Güte, kriechend, wenn sie mit Strenge behandelt werden, und überhaupt furchtsam und schüchtern. Reinlichkeit kennen sie nicht, und scheinen eher Vorliebe für das Gegentheil zu haben; haben aber doch auch eigene Arten des Putzes. So tragen z. B. diejenigen, welche kahle Köpfe haben, was bey ihnen nicht selten ist, Perücken, wohl zehn Pfund schwer, die dem Kopfe das Ansehen eines Heuschobers geben.

Die Weiber sind besser gebildet, auch verständiger und klüger, als die Männer, daher ehedem die gottesdienstlichen Verrichtungen mehrentheils von ihnen besorgt wurden.

Die Kleidung beyder Geschlechter ist aus Fellen gemacht und die Nahrung besteht meistentheils aus Wurzeln, Fischen und Seethieren.

Ihre gröſste Glückseligkeit suchen die Kamtschadalen in der Trunkenheit, die oft bis zum Wahnsinn steigt, im Müſsiggange und in der Befriedigung ihrer sinnlichen Begierden. Thätigkeit und Anstrengung sehen sie für das gröſste Unglück an, und, nach ihren Grundsätzen ist es besser, sterben, als nicht nach seinen Begierden leben zu können. Von Reichthum, Ehrbegierde und Ruhm haben sie keinen Begriff. Alle ihre Wünsche schränken sich darauf ein, in einer behaglichen Indolenz, ohne Arbeit und ohne Mangel leben, und ihre Neigungen befriedigen zu können. Sie haben daher auch keine Neigung zum Nachdenken, noch weniger Begriffe von Wissenschaften; selbst die Geschichte ihrer Vorfahren ist ihnen ganz unbekannt. Handel treiben sie nur in so weit es nöthig ist, um sich die unentbehrlichsten Bedürfnisse zu verschaffen, und geben Felle von Füchsen und weiſsen Hunden, getrocknete Pilze und andere Kleinigkeiten, für Kleidungsstücke von Rennthier- und andern Fellen hin, vorzüglich für Brantwein; den sie von den Russen kaufen.

Übrigens hat ein Theil von ihnen keine festen Wohnplätze, sondern ziehet von einer Gegend zur andern; andre aber bleiben der Fischerey wegen in der Nähe der Flüsse und des Meeres, und haben eigne Wohnungen für den Sommer, andre wieder für den Winter. Die Beschreibung dieser Wohnungen wird zugleich die Sitten, die Lebensart und die Bildung dieses Volks deutlicher darstellen.

Die Wohnungen für den Winter heiſsen Jourts; die für den Sommer aber Balaganen. Die erstern will die Regierung, da sie sehr ungesund sind, nicht mehr zu erbauen erlauben, und hat daher viele derselben zerstören lassen. Ihre Bauart ist folgende:

Es wird ein Loch in die Erde, ungefähr zwey Arschinen, (d. h. 26 Zoll 6 Linien französisch Maſs) tief gegraben. Die Breite und Länge richten sich verhältniſsmäſsig nach der Anzahl Menschen, welche das Gebäude fassen soll. In der Mitte dieser Grube setzet man vier Säulen, oder starke Pfähle, etwa drey Arschinen von einander entfernt, und überlegt diese Pfähle mit starken Querbalken, welche die Unterlage des Daches ausmachen. Das Dach selbst bestehet aus Balken, die auf der Erde befestigt, mit Flechtwerk umwunden, und endlich mit Rasen oder Erde belegt werden. So erhalten diese Wohnungen von auſsen eine runde Form, ob sie gleich inwendig viereckig sind. In der Mitte des Daches läſst man eine viereckige Öffnung, die zugleich zur Thüre, zum Fenster und zum Rauchfange dient. Diese Hütten haben allemahl zwey lange und zwey schmale Seiten. An der einen längern Seite ist gewöhnlich der Heerd, und ein wenig über demselben eine kleine Öffnung, die zum Luftzuge dient, und den Rauch zum Rauchfange hinaustreibt. Innerhalb der Hütte stehen an den Wänden breite Bänke, doch nie dem Heerde gegenüber, weil dieses der Ort für die Tröge, in denen das Futter für die Hunde zubereitet wird, und für das übrige Geräthe ist. In den Hütten, wo keine Bänke sind, haben die Kamtschadalen hölzerne

Lagerstätten, die sie mit Decken belegen, auf denen sie schlafen und ruhen.

Von Verzierungen findet man hier keine Spur, aufser dafs in einigen Hütten die Wände mit Decken behangen werden, die aus Kräutern verfertiget sind; so wie ehedem zwey Götzenbilder *Khantai* und *Achouchak* in denselben aufgestellt waren, die in neuern Zeiten bey denen, die zur christlichen Religion sich bekennen, mit Heiligenbildern vertauscht worden.

Eine Beschreibung jener Götzenbilder wird die Talente der Kamtschalen zeigen.

Das Götzenbild *Khantai* hat die Gestalt einer Sirene, gleichet vom Kopfe bis zu der Brust einem Menschen, der übrige Theil des Körpers aber einem Fischschwanze. Sein gewöhnlicher Platz ist neben dem Heerde. Bey der jährlichen Feyer des Festes der Reinigung von den begangenen Fehlern wird ein neues solches Götzenbild verfertigt, und neben dem alten aufgestellt. Man kann also aus der Anzahl der in einer Hütte befindlichen Götzenbilder dieser Art, das Alter der Hütte berechnen.

Das Götzenbild *Achouchak* ist eine kleine Säule, deren Obertheil die Gestalt eines Menschenkopfs hat. Ihrer Meinung nach beschützt dieser Götze das Hausgeräth, und entfernt die bösen Waldgeister von der Hütte. Daher geben sie ihm täglich zu essen, indem sie ihn mit Fischen oder mit dem Futter, das sie für die Hunde kochen, bestreichen.

Man steigt in die Hütte und aus der Hütte auf einer Leiter, deren unterstes Ende nach dem Heerde zu und das obere an die im Dache gelassene Öffnung gestellt wird. Da aber diese Öffnung zugleich zum Rauchfange dienet, so wird, wenn Feuer auf dem Heerde brennt, sowohl die Leiter als die Luft so erhitzt, dafs man beym Ein- und Aussteigen den Athem an sich halten mufs, um nicht zu ersticken. Den Kamtschadalen ist dieses jedoch ganz gleich. Die Leiter besteht oft nur aus einem plump zugehauenen

Baumstamme, in welchem statt der Sprossen Einschnitte angebracht sind, in welche man aber kaum die äuſserste Spitze des Fuſses setzen kann; demungeachtet steigen die Kamtschadalen, selbst die Weiber mit kleinen Kindern auf dem Rücken, an dieser Leiter sehr geschwind hinauf und herab. Doch ist den Weibern erlaubt, durch eine andre Öffnung ein - und auszugehen, welche *Joupana* genannt wird, und auf ebenem Boden ist. Ein Mann aber würde für weibisch gehalten werden, wenn er sich dieser Thüre bedienen wollte, und als die Kosaken, welche den Weg durch den Rauch nicht gleich gewohnt werden konnten, diese Thüre zum Aus - und Eingang wählten, wurden sie von den Eingebornen für weichliche, weibische Menschen angesehen.

Diese Hütten werden vom Anfange des Herbstes bis zum Eintritt des Frühlings bewohnt, wo man dann die nahe bey den Jourts erbaueten Sommerwohnungen oder Balaganen beziehet, welche übrigens nicht bloſs zu Wohnungen für den Sommer, sondern auch zu Vorrathshäusern dienen, und daher überall aufgerichtet werden, wo man während der bessern Jahrszeit Vorräthe für den Winter einsammlet und aufbewahrt. Ihre Struktur ist sehr einfach. Man setzt nehmlich mehrere Pfähle, welche zwölf bis dreyzehn Fuſs über der Erde hoch sind, in drey Reihen und in gleicher Entfernung von einander, fest ein. Diese kunstlose Kolonade trägt die Decke des Gebäudes, welche aus dicht an einander liegenden Balken, die mit Lehm oder Rasen beleget sind, besteht, und zugleich den Fuſsboden einer Vorrathskammer ausmacht. An diese Balken werden dicht an einander lange Stangen mit dem unterm Ende vermittelst Riemen und Stricke befestigt. Oben schlieſsen sie in einem Punkte zusammen, wodurch denn das Ganze eine kegelförmige Gestalt erhält. Zwey Öfnungen dienen zur Thüre und zum Fenster, und man steigt auf eben der schlechten Leiter in diese Balaganen, deren man sich in den Iourts bedient.

Die Balaganen sind übrigens ganz für die Bedürfnisse der Kamtschadalen eingerichtet, und sehr bequem, um die Fische, die ihre und ihrer Hunde Hauptnahrung ausmachen, aufzubewahren, indem nehmlich der Vorrath an die hohen Pfähle aufgehangen, und dadurch den Nachstellungen der wilden Thiere, und der Hunde entzogen wird; zugleich aber die Fische hier vor dem häufigen Regen, so wie vor der brennenden Sonnenhitze geschützt sind, und doch wegen des freyen Durchganges der Luft leicht trocknen.

Neben die Balaganen, in denen kein Heerd ist, bauen die Kamtschadalen im Sommer, wenn sie auf die Jagd gehen, noch Hütten von Rasen, in denen sie ihre Speisen zubereiten, und die Fische bey schlechtem Wetter ausnehmen. Die Kosaken kochen darin Salz aus Seewasser.

Die Ostrogs in Kamtschatka, die man als die Dörfer und Städte des Landes ansehen kann, sind mit dergleichen Balaganen umgeben, welches in der Ferne eine nicht unangenehme Ansicht gewährt.

Das ganze Hausgeräth der Kamtschadalen besteht in Schalen, Trögen und viereckigen Körben, aus Birkenrinde, in Schlitten und Kähnen. In den Trögen wird sowohl ihre eigne Speise, als das Futter für ihre Hunde zubereitet, und die Körbe dienen ihnen oft zum Trinkgeschirr. Die Schlitten brauchen sie im Winter, und die Kähne im Sommer zu ihren Reisen.

Die Art, wie diese Kamtschadalen, die nicht die geringste Kenntnifs von Metallen und deren Gebrauch besafsen, bey ihrer Geistesschwäche und Unwissenheit, welche so weit ging, dafs sie kaum mit Hülfe der Finger bis auf zehn, und mit Hülfe der Fufszehen bis auf zwanzig zählen konnten, ohne irgend ein eisernes Werkzeug graben, schneiden, Holz spalten konnten, und ihre Hütten erbaueten, ist ein Beweis, dafs die

Nothwendigkeit scharfsinnig mache, und daſs der Mensch, mit dem Gefühl der Bedürfnisse, auch in sich die Mittel, sie zu befriedigen, finde.

Vor der Ankunft der Russen gebrauchten die Kamtschadalen Knochen und Kieselsteine, um daraus Messer, Lanzen, Pfeile, Äxte und Nadeln zu machen. Äxte verfertigten sie vorzüglich aus den Knochen der Wallfische und Rennthiere, oder aus Jaspissteinen, welche sie scharf zuspitzten, und dann an krumme Stiele mit Riemen befestigten. Mit diesen Werkzeugen höhlten sie ihre Kähne und Gefäſse aus, brachten aber damit so lange Zeit zu, daſs sie wohl drey Jahre nöthig hatten, um einen Kahn, und ein Jahr um einen Trog oder ein anderes Gefäſs auszuhöhlen. Ein groſses hölzernes Gefäſs war daher bey ihnen in so hohem Werthe, als bey uns das kostbarste silberne Geschirr, und wenn die Gemeinde eines Dorfs einen Trog besaſs, besonders wenn er groſs genug war, daſs mehrere Gäste auf einmahl aus selbigem essen konnten, so schätzte sie sich glücklich, und war stolz darauf. In diesen Trögen kocht man Fleisch und Fische vermittelst hinein geworfener glühender Kieselsteine.

Die Messer bestehen noch dermahlen aus einem braungrünlichen Kristall, haben die Form einer Lanzette, und einen hölzernen Griff. Aus demselben Kristall machen die Kamtschadalen auch die Spitzen ihrer Spieſse und Lanzetten zum Aderlassen. Ihre Nadeln sind aus Knochen von Zobeln verfertigt, und sie wissen mit vieler Fertigkeit Kleidungsstücke und Schuhe damit zu nähen.

Wenn sie Feuer anzünden wollen, nehmen sie ein kleines ganz trocknes Bret, in welchem mehrere Löcher sind, stecken einen ebenfalls ganz trocknen Stab in eines der Löcher, und drehen ihn mit der äuſsersten Geschwindigkeit so lange herum, bis er sich entzündet. Die Stelle des Zunders vertritt getrocknetes Kraut. Jeder Kamtschadale trägt sein Feuer-

zeug, in Birkenrinde gewickelt, immer bey sich, und kann sogleich Feuer machen.

Allem aus Eisen verfertigten Geräthe, als Messern, Pfeilen, Äxten legen sie einen so auſserordentlichen Werth bey, daſs, als sie den Russen sich unterwarfen, ein Kamtschadale sich für unendlich reich hielt, wenn er nur ein ganz kleines Stück Eisen bekommen konnte. Und noch jetzt sind sie, wenn etwa ein eiserner lange gebrauchter Kessel durch das Feuer endlich unbrauchbar wird, äuſserst besorgt, alle Stücke aufzubewahren, hämmern diese kalt zwischen zwey Steinen, und verfertigen daraus verschiedene nützliche Kleinigkeiten.

Was übrigens die Hauptbeschäftigungen dieses Volks betrift, so gehen die Männer im Sommer auf den Fischfang, trocknen die Fische, schaffen sie vom Meere und den Flüssen in ihre Wohnplätze, und bereiten die Gräten und die verdorbenen Fische zum Futter für die Hunde zu. Die Weiber helfen zuweilen den Männern beym Fischfange, und bringen die übrige Zeit mit Einsammlung verschiedener Kräuter, Wurzeln und Früchte zu, deren sie sich theils zur Nahrung, theils zu Arzneyen, theils zu Bereitung berauschender Getränke bedienen, und sorgen überhaupt für den Mundvorrath und die Kleidung. Im Herbste treiben die Männer ebenfalls noch den Fischfang, gehen dabey auf die Bärenjagd, schieſsen Schwäne, Enten und Repphühner, führen ihre Hunde ein, und bereiten das Holz zu ihren Schlitten und andern Geräthen.

Im Winter jagen sie Zobel und Füchse, stricken Netze und schaffen die gesammelten Vorräthe aus den entfernten Balaganen in die Winterwohnungen. Die Weiber stricken während des Winters Netze, deren sehr viele gebraucht, und, wenn die Familie mehr als das eigne Bedürfniſs verfertigen kann, an Andre, gegen Nadeln, Fingerhüte, Messer und ähnliche Kleinigkeiten vertauscht werden.

Aufserdem liegt den Männern die Besorgnifs ob, die Sommer - und Winterwohnungen zu bauen, die letztern zu heitzen, die Speisen zu bereiten, die Hunde zu füttern, die Häute der getödeten Thiere abzuziehen, und endlich die nöthigen Geräthschaften und Waffen zu verfertigen. Die Weiber hingegen haben ausschliefslich die Kleidungsstücke zu nähen, so dafs ein Mann, der sich damit abgäbe, sich der allgemeinen Verachtung aussetzte. Überdiefs haben die Weiber die Wartung der Kranken, und bey den heidnischen Kamtschadalen auch gemeiniglich die gottesdienstlichen Gebräuche zu verrichten.

Bey Reisen bedienen sich die Kamtschadalen der Hunde, die von mittler Gröfse und verschiedener Farbe, gemeiniglich aber weifs, schwarz oder grau sind. Die besten hält man an den Pfählen, auf denen die Balaganen ruhen, angebunden, und füttert sie, die andern läfst man im Frühling und Sommer frey herumlaufen. Diese suchen sich dann ihr Futter selbst, nähren sich von dem Abgang von den Fischen, stellen sich gewöhnlich im Herbste bey ihren Herren wieder ein, werden dann auch angebunden und gefüttert, aber sehr kärglich, daher besonders im Winter allenthalben ein immerwährendes Geheul hungriger Hunde erschallet.

Man spannet gewöhnlich fünf Hunde vor einen Schlitten, vier derselben Paarweise hinter einander, und den am besten abgerichteten einzeln, als Wegweiser der andern, an die Spitze. Ein solcher Zug Hunde heifst *Narta*, und kostet 15 Rubel ohne, und etwa 20 Rubel mit Geschirr.

Man lenkt die Hunde mit einem oben krummen und unten spitzigen Stabe, der ungefähr drey Fufs lang ist, und *Ochtal* heifst. An dem obern Ende desselben befestigt man Schellen oder Ringe, die man bewegt, wenn die Hunde geschwinder laufen sollen, so wie sie dagegen still stehen, wenn man den Stab tief in die Erde steckt. Um die Hunde links zu weisen, schreiet der Kamtschadale: *Ouga*, und schlägt dabey mit dem Stabe auf den

Schnee oder Schlitten; um rechts zu lenken ruft der Führer: *Knakna*. Wenn die Hunde nicht geschwind genug laufen und auf den Zuruf des Führers nicht hören, wirft man den Stock nach ihnen; dann erfordert es aber auch viel Geschicklichkeit den Stock wieder aufzuheben; und um die allzuschnelle Bewegung des Schlittens zu hemmen, setzt man die sonst freyhängenden Füſse auf den Schnee. Zuweilen verziert man den ganzen Schlitten und den Stab des Führers mit Riemen von verschiedenen Farben.

Der Kamtschadale setzt sich allezeit auf die rechte Seite des Schlittens und läſst die Füſse herunterhängen, weil der Mann es für schimpflich hält, sich in den Schlitten zu setzen, oder sich durch einen andern fahren zu lassen; beides thun nur die Weiber.

Die Schlitten selbst bestehen nur aus ein paar Stücken Birkenholz; sind sehr hoch und schmal, und so leicht, daſs sie oft kaum zehn Pfund wiegen. Dieser Leichtigkeit und der ganzen Form wegen muſs daher der Fahrende viel Geschicklichkeit anwenden, und in einer beständigen Bewegung seyn, und wenn der Schlitten sich links oder rechts neigt, sich auf die entgegengesetzte Seite beugen, bald stehen, bald wieder sich setzen, und bey der schnellsten Bewegung immer das Gleichgewicht zu erhalten suchen, da die Folgen des Umwerfens in diesen öden Gegenden sehr bedenklich sind. Die Hunde sind nehmlich gewohnt, immer fort zu laufen, und nicht eher anzuhalten, als bis sie an dem Bestimmungsorte anlangen, oder bis sie unübersteigliche Hindernisse antreffen. Dabey haben sie noch den Fehler, daſs sie schneller laufen, wenn sie spüren, daſs der Führer gefallen ist, und nur durch festes Anhalten an den Schlitten kann er die Hunde zuweilen ermüden, und zum Stillstehen bringen. Herabwärts spannt man daher die Hunde oft aus Vorsorge bis auf einen ab, und setzt überdieſs Ringe von Riemen unter die Kufen des Schlittens, um dessen Lauf aufzuhalten. Bergaufwärts muſs man vom Schlitten, um die Hunde zu schonen, absteigen. Ein Zug Hunde

zieht übrigens eine Last von fünf Pud, oder 200 Pfund, ohne den Mundvorrath für sich selbst und für den Passagier zu rechnen. Ist der Weg und die Bahn gut, so macht ein solcher Zug, dieser schweren Ladung ungeachtet, den Tag ungefähr 30, und wenn der Schlitten leer ist, wohl 150 Werste; besonders zu Anfang des Frühlings, wenn die Oberfläche des Schnees mit einer festen Eisrinde überzogen ist, und man unter dem Schlitten noch Rutscher, die von Knochen verfertigt sind, angebracht hat. Wenn zu viel Schnee liegt, so kann man mit den Hunden keine Reise vornehmen, ohne vorher Bahn zu machen. Zu dem Ende geht ein Wegweiser, *Brodowchiki* genannt, mit kleinen Bretchen, die an den Enden wie Schrittschuhe gebogen sind, an den Füſsen vor dem Schlitten her, bahnt dadurch eine Strecke lang den Weg, kommt dann zu dem Schlitten zurück, treibt die Hunde nun an vorwärts zu gehen, und fährt so fort nach und nach Bahn zu machen, bis man den bestimmten Ort erreicht. Diese Art zu reisen ist aber freylich so langsam, daſs man kaum 10 Werste, oder anderthalb Meilen in einem Tage zurücklegen kann.

Die gröſste Unbequemlichkeit nicht nur, sondern selbst Gefahr bey diesen Reisen ist, daſs man leicht in diesen öden und wüsten Gegenden von einem mit Schnee begleiteten Sturme überfallen werden kann. Dann muſs man sich so geschwind als möglich in einen Wald zu retten suchen, und so lange verweilen, bis der Sturm vorüber ist. Allein solche Stürme dauern zuweilen ganze Wochen. Anfangs bleiben die Hunde zwar ganz ruhig, dauert aber der Aufenthalt zu lange, und ist der Vorrath von Futter aufgezehrt, so zernagen sie die Riemen und das ganze Schlittengeschirr, und setzen den Reisenden dadurch in die gröſste Verlegenheit.

Überfällt der Sturmwind eine ganze Reisegesellschaft, so erbauet sie zuweilen eine Art von Hütte; doch thun die eigentlichen Kamtschadalen dieses selten. Diese verkriechen sich lieber in Löcher, welche sie mit Zweigen

bedecken, und wickeln sich in ihre Pelze. Oft sind sie nun in kurzer Zeit so vom Schnee bedeckt, daſs man gar nichts mehr von ihnen erblickt. Sie haben aber die Geschicklichkeit, sich in den Schnee wie in eine Hütte einzugraben, wobey sie eine kleine Öffnung, um Luft zu schöpfen, behalten, und sich dabey sehr in Acht nehmen, daſs der Schnee nicht zusammen fällt. Nur dann soll nach ihrer Versicherung die Kälte unerträglich seyn, wenn sie ein zu enges Kleid anhaben, oder der Gurt, den sie um den Leib tragen, zu fest gebunden ist; denn weil die Kleidung durch die Ausdünstung des Athems feucht wird, können sie sich alsdann gar nicht mehr erwärmen.

Werden sie in einer Ebene von einem Sturmwinde übereilt, so suchen sie wenigstens eine kleine Anhöhe, und legen sich am Fuſse derselben nieder. Damit nun der Schnee, der sich bald sehr anhäuft, sie nicht ersticke, stehen sie von Zeit zu Zeit auf und schütteln sich. Da aber die Ost - und Süd - Ost - Winde oft mit feuchtem Schnee begleitet sind, so geschieht es auch, daſs Reisende so davon durchnäſst werden, daſs sie nachher erfrieren, weil diese Sturmwinde sich gemeiniglich mit Nordwinden und starken Frösten endigen.

Noch einer Lebensgefahr ist man ausgesetzt, wenn man in dieser Jahreszeit über Flüsse reiset; denn man trifft deren sehr viele an, die gar nicht oder nicht überall zugefroren sind.

Die Monate März und April, wo die Kälte nicht mehr so strenge und der Schnee doch noch feste ist, sind die beste Zeit zum Reisen. Man ist aber auch da oft noch genöthigt, zwey oder drey Nächte in öden und wüsten Gegenden zuzubringen, und es hält sehr schwer, die Kamtschadalen dahin zu vermögen, daſs sie Feuer zur Zubereitung der Speisen anzünden, da sie und ihre Hunde sich mit getrockneten Fischen begnügen. Sie schmiegen und krümmen sich dabey auf den Fuſszehen zusammen, wickeln sich in ihre Pelze, und können nicht begreifen, wie andere Reisende frieren, da sie

in dieser unbequemen Stellung sogar schlafen und nicht den geringsten Frost empfinden. Wenn sie aufwachen, ist ihnen so wohl und warm, und sie sehen so wohl ausgeruhet aus, als möglich.

Nur noch wenig Worte zur Entschuldigung an den Kunstliebhaber, der durch die kurze Schilderung dieses Volks nicht befriedigt seyn sollte.

Abwechselung oder Entbehrung ist nothwendig, wenn das Vergnügen, das ein Gegenstand gewährt, seinen Reitz nicht verlieren soll.

Der Anblick schlichter, aber reinlich gekleideter Menschen, der Genuſs einfacher Kost, eine kleine, vielleicht beschwerliche Wanderung zu Fuſs, eine Unterredung mit einem unbelesenen Landmanne — werden den an Wohlleben, Bequemlichkeit und geistvolle Schriften und Gespräche gewöhnten Manne gewiſs einigen angenehmen Genuſs gewähren, und den Werth seiner täglichen Freuden erhöhen.

Überdieſs findet der philosophische Geist in jeder Lage, in die er sich versetzt, bey dem Nachdenken über jeden, vielleicht uninteressant scheinenden Gegenstand, um so mehr über ein ganzes Volk, wäre es auch noch so ungebildet, Stoff, aus dem sein Geist mannigfaltige nützliche Früchte sammelt. Sollte nicht auch diese Schilderung ihm Stoff zu mancher Betrachtung geben? Aber auch dem Kunstliebhaber, für den auſser den Werken der Kunst alles Erschaffene, alle Produkte der Natur ihren Werth haben, wird selbst der Kamtschadale nicht geringschätzig scheinen.

Und warum sollte der Eigenthümer eines Landsitzes, der die Schönheiten der kultivierten Natur und der Kunst durch nachgeahmte wilde Ansichten, durch Einsiedeleyen, Ruinen und dergleichen zu heben sucht, der in seinem Garten verschiedene Extreme zusammen stellt, um das Monotone zu vermeiden, nicht eben sowohl des Kamtschadalen Balaganen, oder Jourten, als die barocke Pagode des Chinesen nachahmen, ohne denselben deſshalb eine besondere Schönheit beyzulegen.

Das hier gelieferte Blatt stellt übrigens das innere einer oben Seite 5. beschriebenen Winterwohnung mit den Hausgeräthen der Bewohner vor.

Weil kein Blatt mit Meubles beygefügt werden konnte: so sind dafür auf dem zweyten Blatte einige der vorzüglichsten ausländischen Hölzer, die man bey der innern Zimmerverzierung anwenden kann, dargestellt; von denen, so wie von einigen andern zu diesem Gebrauche dienenden Hölzern, hier eine kurze Beschreibung folget. *)

Mahagoni, Lateinisch *Switenia Mahagoni*, Französisch *Bois d'Acajou*. Fig. III.

Eines der vorzüglichsten Hölzer zu Meubles; es wächset im südlichen Amerika, vorzüglich auf den Bahamischen Inseln. Der Baum stehet auf felsigem Boden, und sein Wachsthum ist, der wenigen Nahrung ungeachtet sehr schnell, und so stark, daſs der Stamm gewöhnlich vier Fuſs im Durchmesser hält, die Wurzeln aber so dick werden, daſs sie die Felsen zersprengen. Dieses Holz ist ungefehr seit siebzig Jahren in Europa bekannt, und zwar seit der Zeit als ein groſser Block davon als Schiffsballast zu London ankam, im Hause des Eigenthümers lange Zeit unbenutzt lag, der Erbe die ungewöhnliche Härte desselben bemerkte, und sich davon eine Tischplatte machen lieſs. Die angenehme Farbe, und der schöne Glanz machten es bald zum Lieblingsholze der Engländer, und die übrigen kultivierten

*) Bey der Beschreibung der erwähnten ausländischen Hölzer findet sich eine bisher für mich unüberwindliche Schwierigkeit. Tischler, Drechsler, u. s. w. verarbeiten nehmlich verschiedene ausländische Hölzer, z. B. Rosenholz, Amaranthenholz u. s. w. Sie kaufen oder verschreiben diese Hölzer unter dem Nahmen, unter welchem sie bekannt sind; allein, weder in des Ritters Linnee *Onomatologia Botanica*, noch in andern vorzüglichen Botanischen Werken findet man den eigentlichen Nahmen des Baumes, von dem sie genommen sind. Selbst erfahrne Botaniker, die ich dieserhalb um Rath gefragt, konnten hierüber keinen Bescheid ertheilen. Möchte doch ein mit ausgebreiteten Kenntnissen versehener Botaniker uns hierüber bestimmte Nachrichten verschaffen! Sollte es mir noch gelingen, solche zu erhalten, so werde ich es mir zur Pflicht machen, jedem Theilnehmer dieses Werks dieselben mitzutheilen.

Nazionen bemüheten sich gleichfalls dergleichen zu Hausgeräthen zu erlangen. Das schönste rothe Mahagoniholz kommt aus Jamaika; das von Havanna ist blässer und von geringerer Festigkeit. Die Spanier wenden dieses Holz häufig zum Schiffbau an, wozu es auch weit tauglicher ist, als irgend eine andere bisher bekannte Holzart; weil es sehr dauerhaft ist, dem Schufs widerstehet, wenigstens davon nicht zersplittert; auch vom Wurmfrafse nicht so leicht als das Eichenholz angegriffen wird. Ein besonderer Vorzug dieses Holzes ist, dafs dessen ursprüngliche schöne Farbe durch die Zeit nicht verbleicht, sondern mit den Jahren schöner wird, und dafs es sich nicht wirft, wenn es massiv verarbeitet wird. Der verdienstvolle *Jacquin* hat diesen Baum, zu Ehren des erst vor einigen Jahren verstorbenen berühmten Kaiserlichen Leibarztes, Gerard van Swieten, durch dessen Fürsorge die Universität in Wien mit einem vortrefflichen botanischen Garten versehen ward, *Switenia* benennet.

Obgleich das Mahagoniholz in Frankreich *Bois d'Acajou* genennet wird, so mufs dennoch dieser Baum nicht mit dem Westindischen Nierenbaum oder Anacardienbaum, *Anacardium occidentale Linn.* verwechselt werden, welchen die Franzosen *Pommier d'Acajou*, und die Engländer *Cajou* oder *Cafsu-tree*, die Holländer *Castjoe Appelboom* nennen.

Amaranthen-Holz. Fig. IV.

Dieses Holz wird auch von einigen Handwerkern, Luft- oder Purpurholz genennet, hat eine sehr in das Carmoisinroth fallende, oder vielmehr violette Farbe, und vermaserte, das ist, verflochtene Fasern. Es dienet zu schönen Drechslerwaaren, und die Ebenisten legen damit ihre farbigen Holzmahlereyen aus. Aufserdem dienet es zu mancherley Geräthen, weil es nicht leicht Spalten bekommt. Neu siehet dieses Holz sehr schön aus, wird aber nach einiger Zeit fast ganz braun.

Der Baum, von welchem dieses Holz herrührt, ist noch nicht bestimmt. Nach Einigen soll es rothes Ebenholz seyn.

Rosen-Holz. Fig. V.

Dieses beliebte Holz läſst sich sehr schön polieren, daher die Ebenisten dasselbe, theils dieserhalb, theils wegen der schönen Farbe häufig zu fournierten Arbeiten nehmen; nur ist die Farbe zum Verschieſsen geneigt.

Auch von diesem Holze ist es zur Zeit zweifelhaft, wie der Baum heiſst, von welchem es abstammt. Einige Schriftsteller muthmaſsen, daſs das in den Apotheken gebräuchliche Rosenholz, *Lignum Rhodium* oder *Rosaceum*, welches man ehemahls aus der Insel Rhodus und Cypern nach Europa brachte, heut zu Tage aber meistens von den Kanarischen Inseln und aus Westindien hohlet, das Holz oder die Wurzel von der *Genista Canariensi*, Kanarischer Geniste, oder *Aspalatho arborea* sey.

Zucker-Tannen-Holz. Fig. II.

Dieses Holz, dessen Nahme, wie einige behaupten, *Succerdanum*, woraus durch unrichtige Aussprache Zuckertanne entstanden seyn soll, hat eine sehr schöne Farbe, und einige Ähnlichkeit mit dem Königsholze; nur daſs es etwas dunkler und mehr porös ist, auch in stärkern Stücken gefunden wird, daher eher etwas massives daraus verarbeitet werden kann. Indessen wird es mehrentheils nur zu fournierter Arbeit genutzt. Der Hauptfehler dieses Holzes ist, daſs es sehr nachdunkelt, und am Ende fast ganz schwarz wird. Von der Abstammung dieses Holzes ist ebenfalls nichts weiter bekannt, als daſs es aus Ostindien eingeführt wird.

Königs-Holz. Fig. I.

Dieses Holz, welches auch unter dem lateinischen Nahmen *lignum violaceum* bekannt ist, wird von den Ebenisten wegen seiner Farbe zum Four-

nieren gebraucht, jedoch nur in kleinen Stücken zusammen gesetzt, weil es nicht in breiten Pfosten, sondern nur in runden nicht gar zu dicken Stämmen zu bekommen ist. Übrigens hat es keine Dauerhaftigkeit, sondern verliert durch die Zeit an der Farbe. Der Baum, von welchem es genommen wird, ist nicht bestimmt.

Der Bermudische oder Amerikanische Wachholder.

Dieses Holz wird oftmahls für wahres Cedernholz verkaufet, und insgemein die Bermudische Ceder genannt; daher man es zuweilen mit der wahren Ceder von Libanon verwechselt. Das Holz wird wegen seines angenehmen Geruchs auf eine vortheilhafte Art benutzt, um Bücher-Wäsch-Silber- und Porcellain-Schränke, auch Chatoullen, Arbeitskasten u. s. w. damit auszufüttern, Bleystifte zu fassen, u. s. w. Um seinen Geruch zu erhalten, darf es aber nicht poliert werden, als wodurch diese Eigenschaft verloren geht. Übrigens ist es ein weiches, nicht sehr brauchbares Holz.

Granatillen-Holz.

Dieses Holz, welches ebenfalls von den Ebenisten gebraucht wird, kommt aus Madagaskar, und vermuthlich von der *Bauhinia divaricata Aubleti*, oder doch gewifs von einer andern Art dieser Gattung.

Schwarzes Ebenholz.

Einige Botaniker behaupten, dafs das wahre schwarze Ebenholz von einer Gattung des Palmbaums herkomme, andere hingegen, dafs es von dem Baume, welchen Linnee *Diospyros Ebenum* nennet, herstammen soll; wegen seiner vorzüglichen schwarzen Farbe kann es zu schwarzen Tischgestellen,

wenn das Traurige der schwarzen Farbe durch Bronze belebet und erhöhet wird, sehr vortheilhaft, jedoch bloſs zur Fournierung gebraucht werden, weil es meistentheils nur in schwachen runden Stücken zu bekommen ist. In Ermangelung des Ebenholzes kann man das hiesige Erlenholz (*Betula Alnus*), welches eine schöne dem schwarzen Ebenholz ähnliche Farbe annimmt, brauchen.

Atlas-Holz.

Eines der schönsten Hölzer, dessen man sich, wegen seines citrongelben, schön geflammten und gewässert spielenden Glanzes zu Hausgeräthen bedienen kann. Es ist anjetzt das Lieblingsholz der Engländer, die sich dessen unter dem Nahmen *Satin-Wood* bedienen. Man findet nirgends einige Nachricht, von welchem Baume dieses Holz herstammet; Bloſs *Imlay*, in der Nachricht von den amerikanischen Freystaaten, führt es S. 145 an, und nennt den Baum *Satin-wood-tree*, aber ohne alle Winke auf seinen botanischen Nahmen.

Gelbes Sandel-Holz,

kommt wegen seiner schönen gelben Farbe dem vorhergehenden Holze am nähesten, daher man sich auch seiner, in Ermangelung des erstern, zu Hausgeräthen bedienet. Dieses Holz soll von der Insel Timor herkommen, und einige Botaniker behaupten, daſs es von dem *Pterocarpus Santalinus Linn.* abstammt.

Rothes Sandel-Holz,

wird von einigen *Lahatur*-Holz und *Bantam* genennt. Es ist schön roth, aber sehr porös, fast wie Eichenholz, und wird nur bey fournierter

Arbeit, meistentheils zu schmalen Frieschen gebraucht; hat aber vor dem gelben Sandelholz den Vorzug, daſs es dauerhafter in der Farbe ist.

Adler - Holz.

Das grünliche Adlerholz hat einen angenehmen durchdringenden Geruch, wird aus Ostindien gebracht, vorzüglich aus den Molucken, und macht sich in Tischler - und Drechsler - Arbeiten schön. Sonderlich benutzt man es bey eingelegten Arbeiten; der Baum aber, von welchem dieses Holz herstammt, läſst sich nicht genau bestimmen.

Letter - oder Muscaten - Holz,

wird wegen seiner farbigen Letterflasern so genannt, ist röthlich violett, und voll schwarzbrauner Flecken. Es läſst sich gut glätten, zerfasert aber auch leicht. Man verfertigt die besten Violinbogen daraus. Nach dem *Aublet* soll dieses Holz von dem *Priatinera Guianensis* herstammen.

Veilchen - Holz,

kommt aus den Antillen, ist dicht, hart, schwer, von violetter Farbe und der Länge nach geädert, doch ohne Geruch.

Palisander - Holz,

ist ebenfalls von violetter Farbe, hat den Geruch der Veilchen, und wird an der Luft braun. Das eigentliche Veilchenholz, welches viel theurer ist, riecht, mit der Hand gerieben, ganz und gar nicht.

Benutzt sind bey diesem Aufsatze hauptsächlich:

1) *Journal historique du voyage de M. Lesseps, employé dans l'expedition de M. le Comte de la Peyrouse, dès l'instant, où il a quitté les fregattes françaises jusqu'à son arrivée en France.* 1790. *II. Vol.*

2) *Voyage en Sibérie contenant la description du Kamtchatka, par M. Krascheninnikow, Professeur de l'Academie des Sciences de Saint-Pétersbourg, traduit du Russe, Tom. II. à Paris* 1768.



J. G. Schmidt sc. Dresde



Mexikanischer Geschmack.

Die Entdeckung von Amerika und die Eroberung von Mexiko und Peru ist in Rücksicht der Wirkung auf Handel und Industrie, in Rücksicht der Vermehrung des Reichthums und der Bedürfnisse eine der wichtigsten Begebenheiten für die Menschheit.

Die Folgen dieser Begebenheit, die in der groſsen Reihe aller Ereignisse wieder Ursache geworden sind, haben auch auf die bildenden Künste und die Werke des Geschmacks einen sehr wichtigen Einfluſs gehabt, da nicht nur überhaupt der vermehrte Überfluſs den Liebhaber der Künste

in den Stand setzte, den Künstler zu belohnen und aufzumuntern, sondern weil man sich auch bemühete, die Manufakturen, die durch den vermehrten Absatz in die Länder überall in bessere Verfassung kamen, zu vervollkommnen, und den Arbeiten eine gefälligere und schönere Form zu geben.

Amerika bietet aber auch in seinen verschiedenen eigenthümlichen Produkten, in den wilden und schönen Gegenden und in ihren ursprünglichen Bewohnern, dem bildenden Künstler vielfache Gegenstände der Nachahmung dar: und es scheinet nicht unbillig, einen Blick auf den Geschmack zu richten, der bey einem der dortigen vorzüglichsten Völker, bey den Mexikanern herrschte.

Die Geschichte der Entdeckung und der Eroberung von Mexiko enthält zu viele aufserordentliche Vorfälle, um dieselbe, ohne Abbruch ihres interessanten Inhalts kurz zu erzählen, und sie ist überdiefs schon aus Robertsons vortrefflicher Geschichte von Amerika bekannt, mit welchem man aber noch das Werk eines ihm zuweilen widersprechenden, jedoch lehrreichen Schriftstellers, des Abts Dr. Franz Xaver Clavigero Geschichte von Mexiko verbinden mufs.

In Vergleichung mit andern Theilen des entdeckten Amerika war Mexiko ein sehr policierter Staat. Anstatt kleiner unabhängiger, gegen einander feindseliger Völker, die in Wäldern sich kümmerlich nähren, ohne Künste, und fast ohne alle ordentliche Regierung leben, fand man im Mexikanischen Reiche weitläuftige Provinzen, die der Herrschaft eines Fürsten unterworfen, und wo die Einwohner in Städte versammelt waren. Man fand Gesetze; eine anerkannte Religion, viele der nothwendigsten, und sogar Spuren der Betreibung der schönen Künste.

In Vergleichung mit den Völkern Europens verliert jedoch die Kultur der Mexikaner allerdings gar viel. Von dem Gebrauch der Metalle wufsten

sie gar nichts, und von dem Gebrauch der Thiere zum Nutzen und Vergnügen nur wenig, indem sie bloſs welsche Hüner, Enten, eine Art kleiner Hunde und Kaninchen zogen. Die Kunst, stärkere Thiere zu bändigen, und sich ihrer bey schweren Arbeiten zu bedienen, war ihnen ganz unbekannt.

Die Anzahl und Gröſse der Städte im Mexikanischen Reiche war für die Spanier einer der auffallendsten Umstände, die dasselbe von den übrigen amerikanischen Ländern, deren Einwohner sich noch in einem ganz rohen Zustande befanden, auszeichneten; da in einem solchen Zustande die Menschen weder so viel Bedürfnisse, noch so viel Betriebsamkeit haben, um die Vereinigung einer groſsen Menge zu gegenseitiger Beyhülfe nöthig, oder die Austauschung der Früchte ihres Fleiſses möglich zu machen.

Die Spanier, welche alle dortige rohe Völkerschaften in zerstreuten kleinen Dörfchen gefunden hatten, erstaunten bey ihrer Ankunft in Mexiko, Städte anzutreffen, die ihnen in der ersten Überraschung den gröſsten Städten ihres Vaterlandes gleich schienen.

Auch die verschiedenen Gewerbe und Handwerke waren bey den Mexikanern von einander abgesondert. Die Mauerey, Weberey, Goldschmidts-Arbeit, Mahlerey und verschiedene andere Handwerke und Künste wurden von besondern Leuten getrieben, die in diesen Arbeiten ordentlich unterrichtet waren, und sich bloſs auf die erlernte Profession einschränkten. Durch anhaltenden Fleiſs und die den Amerikanern eigne ausdauernde Geduld erreichten ihre Handwerksleute einen Grad von Zierlichkeit in ihren Arbeiten, den man von den rohen Werkzeugen, die sie dazu gebrauchten, bey weitem nicht hätte erwarten sollen. Ihre mannigfaltigen Produkte wurden auf ordentlichen Märkten durch Tauschhandel vertrieben, und auf diese Art die wechselseitigen Bedürfnisse herbeygeschafft.

Der Fortgang der Mexikaner in mancherley Künsten giebt einen redenden Beweis von ihrer vorzüglichen Verfeinerung. Cortes und die frühen

spanischen Schriftsteller sprechen davon mit Entzücken, und behaupten, dafs die berühmtesten europäischen Künstler sie an Erfindsamkeit und netter Arbeit nicht übertreffen, ja es ihnen nicht einmal gleich thun könnten, indem die Mexikaner Menschen, Thiere und andere Gegenstände durch eine sinnreiche Anordnung von verschiedenen bunten Federn mit Nachahmung aller Wirkungen des Lichts und Schattens nach der Natur richtig darzustellen vermöchten. Auch ihre goldenen und silbernen Verzierungen werden als eben so künstliche Arbeiten beschrieben. Allein, wenn man aus allgemeinen Beschreibungen von dem Zustande der Künste unter noch nicht ganz policierten Völkern sich einen Begriff machen will, so läuft man Gefahr sich zu irren, indem man dann nur die augenscheinlichen Schwierigkeiten siehet, unter denen diese Menschen ihre Arbeiten zu Stande gebracht haben, und in diesem Augenblicke geneigt ist, alles für vollkommener zu halten, als es wirklich ist. Ohne daher vorsetzliche Übertreibung anzunehmen, sind also die hochtönenden Berichte einiger spanischen Schriftsteller von den Künsten der Mexikaner dem Einflusse dieser Täuschung zuzuschreiben.

Ob irgend einige von ihren Arbeiten mit Federn, wodurch sie Gemählde nachahmten, noch in Spanien vorhanden sind, läfst sich mit Zuverlässigkeit nicht bestimmen. Allein viele von ihnen in Gold und Silber gearbeitete Zierrathen werden, nebst allerley im gemeinen Leben gebrauchten Werkzeugen und Geschirren, in dem Kabinet von Natur- und Kunstprodukten, das neuerlich vom Könige von Spanien eröffnet worden ist, aufbewahret. Personen, auf deren Urtheil und Geschmack man sich verlassen kann, versichern, dafs diese so sehr gerühmten Meisterstücke ihrer Kunst, rohe Vorstellungen gemeiner Dinge, oder sehr schlechte Abbildungen menschlicher und einiger thierischen Gestalten, ohne richtige Zeichnung und Grazie sind. Die Richtigkeit dieser Beobachtung wird auch durch

den Anblick der Holzschnitte und Kupferstiche bestätiget, die von verschiedenen Schriftstellern nach Mexikanischen Gemählden herausgegeben worden sind. In diesen ist jede Figur von Menschen, vierfüſsigen Thieren und Vögeln, und jede Abbildung der leblosen Natur höchst roh und fehlerhaft. Die rauheste Egyptische Manier, so steif und schlecht sie auch war, ist weit zierlicher, als die Mexikanische.

So wenig Werth indessen die Mexikanischen Gemählde, als Kunstwerke betrachtet, haben, so erhalten sie doch einen hohen Werth dadurch, daſs sie die Jahrbücher und Urkunden der Geschichte des Landes sind.

Eine der edelsten und nützlichsten Erfindungen, deren sich die Menschheit rühmen kann, ist die Schreibekunst. Nun waren aber die ersten Versuche darin natürlich sehr roh, und nur stufenweise kam sie zur Vollkommenheit. Kriegerische und andere gemeinnützige Thaten konnten vor Erfindung der Schreibekunst nur durch Bilder und Gesänge für die Nachkommen aufbewahret werden. Dieſs hat man sehr richtig Bilderschrift genannt, und man findet davon Spuren unter einigen der rohesten amerikanischen Völkerschaften. Wenn ein Anführer aus dem Feldzuge zurückkommt, so schälet er die Rinde eines Baumes ab, und ritzt mit rother Farbe einige rohe Bilder in den Stamm, welche die Ordnung seines Zuges; die Anzahl seiner Gefährten; den Feind, den er angriff; die Zahl der Hirnschedel und Gefangenen, die er heim brachte, andeuten, und überläſst diesen ungekünstelten Denkmälern die Fortpflanzung seines Ruhmes.

In Vergleichung mit diesen Versuchen ihrer wilden Landesleute, kann man die Gemählde der Mexikaner für Zeichnungen und Kunstwerke halten. Sie kannten zwar auch kein ander Mittel, Thatsachen aufzuzeichnen, wuſsten aber doch eine lange Reihe von Begebenheiten in fortschreitender Ordnung vorzustellen, und vermittelst einer geschickten Anordnung der Bilder, die Vorfälle der Regierung eines Monarchen von ihrem Anfange an, bis auf

seinen Tod, den Fortgang der Erziehung eines Kindes, von seiner Geburt an, bis an sein männliches Alter, und die verschiedenen Belohnungen und Vorzüge, die den Kriegern nach Maſsgabe ihrer vollbrachten Thaten ertheilt worden waren, zu schildern. Von dieser Bilderschrift sind einige sonderbar aufbehalten worden, welche man mit Recht für die merkwürdigsten Denkmäler der Kunst hält, die man jemahls aus der neuen Welt gebracht hat.

Die schätzbarsten unter denselben, oder die sogenannte Sammlung des Mendoza, wurden von Samuel Purchas in 63 Kupferblättern herausgegeben, auch im Jahre 1692. in *Thevenot Relation de divers Voyages curieux*, *Tom. II*. von neuem gedruckt. Die ersten 12 Blätter enthalten die Geschichte des Mexikanischen Reichs unter seinen zehn Monarchen. Die folgenden 36 eine Tributrolle, oder eine Vorstellung der Abgaben, die jede eroberte Stadt in die Kaiserliche Schatzkammer bezahlte; und die letzten einen Codex ihrer häuslichen, Staats- und Kriegs-Verfassung.

Ein anderes Muster Mexikanischer Mahlerey ist von dem im Jahre 1777. lebenden Erzbischofe von Toledo in 32 Kupferblättern herausgegeben worden. Beiden ist eine vollständige Erklärung des eigenthümlichen Inhalts, den die Bilder vorstellen sollen, angehängt, welche die Spanier von den Indianern erhalten haben, denen die Künste ihrer Landesleute wohl bekannt waren. In allen diesen Gemählden herrscht einerley Manier oder Stil, und sie sind als der früheste und unvollkommenste Versuch der Menschen in der Schreibekunst anzusehen.

Die Mängel dieser Art, Begebenheiten aufzuzeichnen, ist übrigens einleuchtend. Jeden Vorfall zu mahlen, war an sich schon ein sehr langweiliges Geschäft, und so wie die Begebenheiten zahlreicher und verwikkelter wurden, muſsten diese historischen Denkmäler zu einer ungeheuern Gröſse anschwellen. Überdieſs konnte nur das, was in die Sinne fiel,

folglich keine bloſsen Gedanken, Meinungen und Empfindungen ausgedrückt werden. Diesen Mangel fühlte man, und fing an, vom bloſsen Gemählde zum einfachen hieroglyphischen Karakter, alsdann zum verblümten Sinnbilde, und hernach zum willkührlichen Zuge fortzuschreiten, bis endlich ein Buchstabenalphabet entdeckt ward, vermittelst dessen man alle Worte dem Auge darstellen konnte. Auch bemerken wir in den Gemählden der Mexikaner, daſs dieses Fortschreiten unter ihnen schon angefangen hatte.

Bey einer aufmerksamen Betrachtung der erwähnten Kupferblätter bemerkt man eine Annäherung zum einfachen oder gemeinen hieroglyphischen Karakter, indem öfters irgend nur ein Haupttheil oder Hauptumstand der Sache zu Bezeichnung des Ganzen gesetzt worden ist.

In den von Purchas herausgegebenen Jahrbüchern sind die von jedem Monarchen eroberten Städte durchgehends auf einerley Art, nehmlich durch eine rohe Abbildung eines Hauses vorgestellt; und um die eroberten Städte selbst zu bezeichnen, eigene Sinnbilder gebraucht.

In der vom Erzbischof von Toledo herausgegebenen Tributliste ist das Haus, das eigentlich die Stadt abbildete, ausgelassen, und die Stadt durch das Sinnbild allein vorgestellt worden.

Die Mexikaner scheinen sogar noch einige Schritte weiter zum Gebrauche des hieroglyphischen Karakters fortgegangen zu seyn. Z. B. Einen Monarchen, der seine Staaten durch Gewalt der Waffen erweitert hatte, deuteten sie durch einen mit Pfeilen gezierten Schild zwischen ihm, und den von ihm eroberten Städten an. Übrigens findet man bey ihnen nur in der Bezeichnung der Zahlen einen Versuch, unkörperliche Begriffe vorzustellen. Sie hatten zu dieser Bezeichnung gewisse Zeichen festgesetzt, mittelst deren sie sowohl die Jahre der Regierungen ihres Monarchen, als den Belauf der in die Kaiserliche Schatzkammer zahlbaren Tribute angaben und berechneten.

Die Figur eines Zirkels bedeutete Eins, und durch ihre Wiederhohlung drückten sie kleine Zahlen aus. Gröſsere Zahlen wurden durch besondere eigene Zeichen ausgedrückt; und dergleichen hatten sie für alle Integralzahlen, von 20 an, bis auf 8000.

Was ihre Bauart anlanget, waren ihre Städte zwar groſs und volkreich, aber ihr äuſseres Ansehen verkündigte kein policiertes Volk. In Mexiko standen die Häuser zwar in ordentlichen Reihen, waren aber übrigens gröſsten Theils schlecht gebaut. Auch die Bauart ihrer Tempel und anderer öffentlicher Gebäude scheinet des groſsen Lobes, das ihnen viele Spanische Schriftsteller beylegen, nicht würdig gewesen zu seyn. So viel man aus den dunkeln und unrichtigen Beschreibungen, die sie uns liefern, schlieſsen kann, war der Haupttempel in Mexiko, als der berühmteste in Neu-Spanien, sehr erhöhet angelegt, so daſs man eine Treppe von 114 Stufen zu demselben hinaufsteigen muſste. Diese Treppe war eine dichte, viereckige, zum Theil mit Steinen gefütterte Masse von Erde. Die Grundfläche des Tempels hielt auf jeder Seite 90 Fuſs. Diese Fläche verminderte sich in der Höhe nach und nach, und endigte sich mit einem Viereck von ungefähr 30 Fuſs, wo eine Nische des Götzen, und zwey Altäre standen, auf welchen die Opfer geschlachtet wurden. Alle andere berühmte Tempel in Neu-Spanien waren diesem ganz ähnlich.

Dergleichen Gebäude erwecken keinen hohen Begriff von dem Fortschritte der Mexikaner in den Künsten. Gröſsere Erfindsamkeit äuſserten sie, wenn den Spanischen Geschichtschreibern zu glauben ist, an den für den Kaiser und die Vornehmsten von Adel bestimmten Gebäuden, wo einige Zierlichkeit und eine bequeme Anordnung der Zimmer zu sehen war.

Von den bürgerlichen Wohngebäuden dieser Städte sind, auch wenn letztere von den Spaniern nicht zerstöret worden, keine Ruinen übrig geblieben, woraus auf ihre geringe Dauerhaftigkeit zu schlieſsen ist; so wie

sie auch in Absicht auf Höhe und Geräumigkeit von vielen Hütten der rohen Indianer übertroffen wurden.

Diejenigen Gebäude, worin sich der Rath des Volkes, ingleichen das ganze Volk zu öffentlichen Lustbarkeiten versammelte, kann man, in Vergleichung mit andern, prächtige Gebäude nennen: ob sie gleich nur von eben den leichten Materialien erbauet waren, deren man sich bey gemeinen Gebäuden bediente; daher denn die Witterung in weniger als dritthalbhundert Jahren sehr wohl alle Überbleibsel derselben zerstöret haben kann.

Wenn man aber auch aus der in Mexiko eingeführten ordentlichen Regierungsform und herrschenden Religion und den dort gefundenen grofsen Städten, Tempeln und andern öffentlichen Gebäuden abnehmen kann, dafs die Mexikaner einen weit höhern Grad von Kultur als ihre rohen Nachbarn erreichet hatten: so ist doch nicht zu zweifeln, dafs die Spanier, in der Überraschung, diese policierte Nation mitten unter ganz unwissenden Völkerschaften zu finden, alles Unerwartete mehr bewunderten, als bey kaltem Blute geschehen seyn würde.

Indessen darf man doch nicht alles, was die ersten Spanischen Schriftsteller erzählen, für Erdichtung halten. Und um ganz unpartheyisch zu seyn, glaube ich, nach dem, was ich bisher nach Robertson angeführt habe, auch das noch beyfügen zu müssen, was der erwähnte Clavigero von dem Zustande der Künste in Mexiko erzählt.

Nach dessen Behauptung haben die Gröfse und Pracht der Palläste, Lustschlösser, Gärten und Lustwälder des Königs mit seiner Würde übereingestimmt. Seine gewöhnliche Residenz war ein weitläufiges von Stein aufgeführtes Gebäude, welches 20 Thore, die auf den öffentlichen Markt und andere Gassen führten, drey grofse Höfe, deren einer mit einem schönen Brunnen versehen war, verschiedene Hallen, und mehr als 100 Zimmer enthielt. In einigen Zimmern waren die Wände mit Marmor oder andern

kostbaren Steinen bekleidet. Die Balken waren von Ceder - Cypressen- und dergleichen kostbarem Holze und mit künstlichem Schnitzwerk verziert.

Aufser diesem Pallast hatte der König noch andere, sowohl in als aufser der Stadt. In Mexiko waren, aufser dem Serail für seine Weiber, auch Wohnungen für seine Minister, Räthe und den ganzen Hofstaat, so wie auch Häuser für fremde Herrschaften, und insonderheit für die verbündeten Könige.

Zwey Häuser in Mexiko bestimmte er zur Menagerie, oder für allerley Thiere, das eine für Vögel, die nicht vom Raube lebten, das andere für Raub - auch vierfüfsige und kriechende Thiere. Die erstern nahmen verschiedene Kammern und Gallerien ein, die auf marmornen Pfeilern, aus einem Stücke, ruheten, und auf die Gärten sahen. In diesen waren mitten in einem Gebüsche 10 Fischteiche angelegt, worunter einige mit süfsem Wasser für die Wasservögel waren. Die Spanier erstaunten über die Menge der Vögel, welche sie daselbst fanden, und glaubten, dafs man hier alle Vögel der Welt anträfe. Zur Wartung dieser Thiere waren 300 Wärter angestellt, und überdiefs noch einige Ärzte, um die Kranken zu besorgen. Der König fand nicht nur ein Vergnügen darin, so viel Arten Vögel beysammen zu sehen, sondern sorgte vornehmlich für die Federn, theils um die berühmten davon zusammengesetzten Bildnisse, (wovon nachher die Rede seyn wird) theils andere Sachen davon machen zu lassen.

Das andere Gebäude für die wilden Thiere hatte einen grofsen Hof, der mit viereckigen bunten Steinen gepflastert war, und bestand aus vielen Behältnissen. In dem einen lebten die Raubvögel, vom Adler bis zum Wannenweher, und viele andere Arten. Diese Vögel waren nach ihren Arten in unterirdische Kammern, 7 Fufs tief und 17 Fufs ins Gevierte, vertheilet. Jede Kammer war halb mit platten Steinen bedeckt, um gegen den Regen geschützt zu seyn, und in den Mauern waren Stangen, auf denen die Vögel

sitzen und schlafen konnten. Die andere Hälfte der Kammer war nur mit Latten vermacht, um die Sonnenstrahlen hinein zu lassen.

In demselben Gebäude wurden auch Löwen, Tiger, Wölfe, wilde Katzen, und andere wilde Thiere, sogar Krokodille und Schlangen, letztere in grofsen Gefäfsen, die Krokodille aber in ummauerten Teichen aufbewahret.

Über dieses unterhielt der König eine Menge fehlerhaft gebildeter Menschen; das Häfsliche an ihnen mochte nun in der Farbe der Haare, der Haut, der Bildung, oder in sonst einem Gebrechen des Körpers bestehen. So sonderbar auch dieser Einfall scheinet, so hatte er doch das Gute, dafs eine Menge elender Menschen ernährt, und vor dem Spotte ihrer Nebenmenschen gesichert ward.

Alle Palläste waren mit Gärten umgeben, darin allerley Arten von Bäumen wuchsen. Verschiedene Parks waren mit Mauern umfafst, und voll von allerley Wildpret. Von allen diesen Pallästen ist nichts mehr übrig, als der Park von *Chapoltepec*, den die Spanischen Vicekönige zu ihrem Vergnügen behalten haben.

Im Ganzen genommen, liebten die Könige von Mexiko und vorzüglich der letzte derselben, Montezuma, die Pracht; doch zeichnete sich sein Eifer für die Religion eben so sehr aus, als seine Prachtliebe.

Die Anzahl der Götzenbilder, welche in den Tempeln, Häusern, Gassen und Wäldern verehret wurden, ging ins Unendliche. Gemeiniglich waren sie von Thon, oder gewissen Arten von Stein oder Holz, jedoch auch zuweilen von Gold und andern Metallen, einige sogar von Edelsteinen, alle aber grob und häfslich geformt, und mit Sinnbildern ihrer Attribute und Beschäftigungen versehen. Zur Aufbewahrung der Idolen, Verzierungen und allen zu den Tempeln, von welchen schon oben Erwähnung geschehen, erforderlichen Geräthes, waren besondere Zimmer bestimmt.

Ein Gebäude fiel wegen seiner sonderbaren Bestimmung auf. Es war eine Art von Gefängniſs, darin die Götzenbilder der bezwungenen Nationen gleichsam eingesperrt waren.

Die Mexikaner hatten viel Geschicklichkeit im Anbau der Lust- und Küchengärten; wozu sie das Bedürfniſs an Blumen besonders antrieb, da sie davon nicht allein in ihren Tempeln eine groſse Menge verbrauchten, sondern auch die Gewohnheit bey ihnen herrschte, daſs sie den Königen, Gesandten und andern angesehenen Personen, Bouquets davon überreichten.

Unter den Gärten in Mexiko, wovon einige Nachrichten auf uns gekommen, erregte besonders der zu *Iztapalapan*, wegen seiner Gröſse, Anlage und Schönheit die Bewunderung der Spanischen Eroberer. Er bestand aus viereckigen Plätzen, die mit allen Arten von schönen und wohlriechenden Bäumen bepflanzt, und von vielen Alleen von Fruchtbäumen, oder blühenden Gesträuchen durchschnitten waren. Mehrere Kanäle, deren einer schiffbar war, bewässerten ihn; in der Mitte befand sich ein Fischteich von 400 Schritten ins Gevierte, zu dem man von allen Seiten hinabsteigen konnte, und wo sich eine Menge Wasservögel aufhielten. Unter den am häufigsten gebauten Pflanzen war die Aloe eine der nützlichsten, indem sie den Armen fast alle ihre Bedürfnisse lieferte. Auſserdem daſs sie eine vortreffliche Einzäunung gab, bedienten die Mexikaner sich des Stammes und der Blätter zur Bedeckung ihrer Häuser, machten überdieſs aus den Blättern, Papier, Nadeln, Zwirn, Zeug, Schuhe, Strümpfe und Tauwerk. Aus dem Safte verfertigten sie Wein, Honig, Zucker und Essig. Der Stamm und der dickste Theil der Blätter gaben, wenn sie gut gebacken waren, ein erträgliches Essen; und endlich war die Aloe auch ein kräftiges Heilmittel in verschiedenen Krankheiten.

Die Privatwohnungen anlangend, waren die der Armen entweder von Rohr, oder ungebrannten Ziegeln oder Stein, und mit Schlamm gebauet;

die Dächer aber machte man von langem starkem Grase, das zumahl in heifsen Ländern häufig wächset, oder von Aloeblättern, die wie Ziegel, denen sie an Dicke und Gestalt ziemlich gleichen, übereinander geleget wurden. Einer von den Balken, welche das Haus trugen, war gemeiniglich ein wohlgewachsener Baum, der ihnen nicht nur durch Laub und Schatten Vergnügen gewährete, sondern auch Arbeit und Kosten ersparte. Eine solche Wohnung enthielt meistens nur eine Kammer, darin man die ganze Familie, die ihr zugehörigen Hausthiere, Feuerheerd, und alles Geräthe beysammen antraf. Bey wohlhabenden Familien waren mehrere Zimmer, z. B. ein Bettstübchen, ein Bad, und ein kleiner Kornboden, im Hause vorhanden. Die Häuser der Adeligen, oder der Personen von Vermögen, waren von Stein und Kalk gebauet, bestanden aus zwey Stockwerken, hatten Vorsäle, grofse Höfe, und schicklich eingetheilte Zimmer. Das Dach war eine platte Terrasse, die Wände weifs und glatt poliert, so dafs sie wegen ihres Glanzes den Spaniern in der Entfernung wie Silber schienen. Der Fufsboden bestand aus einem glatten ebnen Estrich von Gyps. Viele von diesen Häusern hatten Thürme, und die Mauern oben Einschnitte, wie die Schiefslöcher unsrer alten Stadtmauern.

In den Gärten sahe man Fischteiche, und regelmäfsig angelegte Gänge. Die grofsen Häuser in der Hauptstadt hatten gemeiniglich zwey Eingänge, einen vorn auf die Gasse, und den andern hinten auf den Kanal. Hölzerne Thüren hatten sie nicht, weil sie bey dem Schutze strenger Gesetze sich vor Dieben sicher hielten. Um den Vorbeygehenden das Hineinsehen zu verwehren, hingen sie Rohr vor den Eingang, und daran eine Schnur von Kakaobohnen, zerbrochenes Küchengeschirr, oder etwas dergleichen, so, dafs beym Aufheben des Rohrs ein Geräusche entstand, welches die Bewohner des Hauses aufmerksam machte; denn niemand durfte, ohne Einwilligung des Eigenthümers in ein Haus treten.

Die Mexikaner verstanden den Bau der Bogen und Gewölber, wie man aus ihren Bädern, aus den Ruinen der königlichen Palläste, und aus ihren Gemählden abnehmen kann. Simse und andere architektonische Verzierungen waren ebenfalls bey ihnen gebräuchlich. Die steinernen Verzierungen an Thüren und Fenstern stellten öfters Schlangen vor, die an manchen Häusern sich durch alle Fenster wanden.

Die Mauern ihrer Gebäude waren senkrecht, ob man gleich weder von einem Bleyloth, noch von andern Werkzeugen, deren ihre Künstler und Handwerker sich bedienten, etwas Bestimmtes weiſs. Einige sind der Meinung, daſs die Mexikanischen Mäurer bey Aufführung einer Mauer auf beiden Seiten Erde aufschütteten, und wie sich die Mauer hob, immer mehr Erde anhäuften, so daſs man kein breternes Gerüste dazu nöthig hatte. Die Säulen waren von Marmor, auch Alabaster, rund, zuweilen viereckig geformt; ob sie aber Postamente oder Kapitäle hatten, kann man nicht bestimmen. Hauptsächlich sahe man darauf, sie aus Einem Stücke zu machen; verzierte sie auch oft mit halb erhabnen Figuren.

Der Grund des groſsen Gebäudes in Mexiko war auf Pfähle von Cedern gelegt, die in die Erde getrieben waren, weil dem Boden die gehörige Festigkeit fehlte. Das Dach bestand aus Cedern, Kiefern, Cypressen oder Fichten. Das Innere des Hausgeräthes stimmte keinesweges mit der Neigung der Mexikaner zur Pracht und zum Putz überein. Die Betten bestanden aus einer oder zwey schlechten Schilfdecken, wozu bey den Reichen noch feine Decken von Palmen und Betttücher von Baumwolle kamen, und bey den Vornehmen von durchwebter Leinwand. Zum Kopfkissen der Armen diente ein Stein, oder hölzerner Klotz, und bey den Bemittelten vermuthlich Baumwolle. Der gemeine Mann deckte sich bloſs mit seinem Mantel zu, die Vornehmen mit abgenäheten Decken und Federn.

Beym Essen breiteten sie, statt des Tisches, eine Decke auf dem Fuſsboden aus. Sie hatten groſse und kleine Schüsseln, irdene Töpfe, Krüge und andere Gefäſse von feinem Thone, desgleichen Servietten, aber, so viel man weiſs, weder Messer noch Gabeln. Die Stühle bestanden aus niedrigen Sesseln von Holz und Binsen, oder Palmen, oder einer Art von Rohr. In keinem Hause fehlte der *Mettatt;* dieser war ein Stein, den man zum Mahlen des Maizes und Kakao brauchte, und der oft in Neu-Spanien und fast in ganz Amerika allgemein gefunden wird.

Die Trinkgefäſse waren aus einer den Gurken ähnlichen Frucht gemacht, welche in heiſsen Gegenden auf einem Baume mittlerer Gröſse wächst. Einige sind rund und heiſsen *Xicalli*, *) andere kleiner und cylinderförmig, diese nannten sie *Tecomate*. Die Frucht selbst hat ein derbes schwer zu verdauendes Fleisch. Die Schale ist hart, holzig und dunkelgrün. Der *Xicalli* hat ungefähr 8 Zoll im Durchschnitt; der *Tecomate* ist nicht so lang, und hat etwa vier Finger Dicke. Wenn die Frucht mitten durchschnitten wird, so giebt die Schale zwey groſse Trinkgeschirre. Der Same ward inwendig herausgeschnitten, und die Hohlung mit einer wohlriechenden mineralischen Erde von verschiedenen Farben, insonderheit von einem schönen Roth überzogen. Jetzt pflegt man sie oft zu versilbern oder zu vergolden.

Die Mexikaner hatten weder Leuchter, noch Lichter von Wachs, oder Talg, noch Öhl zum Brennen. Letzteres brauchten sie bloſs zur Medicin, zur Mahlerey, oder zum Firniſs. Wachs war häufig vorhanden, aber die Einwohner wuſsten es nicht anzuwenden. An der Seeküste bedienten sie sich der leuchtenden Käfer.

Die Mexikaner bedienten sich zu Erhaltung der Gesundheit häufig des Bades, sowohl in flieſsendem und stehendem Wasser, als im Schwitz-

---

*) Bey den Spaniern *Xicara*. Die europäischen Spanier behielten dieses Wort bey, um eine Tasse zur Chocolade damit zu benennen.

bade, und einige dieser Bäder haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten.

Das Mexikanische Schwitzbad ist gewöhnlich von Ziegelsteinen, in Gestalt eines Backofens gebauet, doch mit dem Unterschiede, daſs der Boden, oder untere Theil dieses Bades etwas konvex und niedriger, als der Fuſsboden auſserhalb des Bades ist. Der gröſste Durchmesser ist ohngefehr acht Fuſs, und die gröſste Höhe in der Mitte sechs Fuſs. Der Eingang ist wie ein Backofenloch, und nur so weit, daſs ein Mann bequem hinein kriechen kann. Dem Eingang gegenüber ist der Ofen von Stein oder Ziegeln, mit dem Einheitzeloche von auſsen, und oben mit einer Öffnung zum Abzuge des Rauches. Die gegen das Bad gekehrte Seite des Ofens hält ohngefehr $2\frac{1}{2}$ Fuſs ins Gevierte, und ist aus verschiedenen Stücken von porösen Steinen ohne Kalk, zusammen gesetzt. Oben an dem Gewölbe ist eine Öffnung, wie bey dem Ofen; dieſs sind kleine viereckige Zellen, die gegen die Luft wohl verwahret sind. Wer baden will, legt zuvor eine Matte in das Bad, hernach einen Krug Wasser und ein Bündel Kräuter oder Maizblätter. Es wird Feuer angemacht, und so lange brennend erhalten, bis der Ofen heiſs ist. Der Badende kriecht insgemein ganz nackend hinein, und nimmt der Bequemlichkeit oder des Übelbefindens halber, einen Bedienten mit. Der Eingang wird zugemacht, aber das Luftloch bleibt noch eine Weile offen, um den etwa durch die Fugen eingedrungenen Rauch hinaus zu lassen, hernach wird es ebenfalls zugestopft; dann sprengt der Bediente Wasser auf die heiſsen Steine, worauf gleich ein dicker Brodem entstehet, und in die Höhe steigt. Während daſs der Kranke auf der Matte liegt, treibt der Bediente die Dämpfe abwärts, und schlägt den Kranken ganz sanft, zumahl auf die schmerzenden Stellen, mit einem in laues Wasser getauchten Bunde Kräuter. Der Kranke fällt bald in einen sanften Schweiſs, den man nach Erforderniſs

der Krankheit vermehren und vermindern kann. Hat der Kranke hinlänglich geschwitzet, so läſst man die Dünste hinaus, und öfnet den Eingang, da er sich dann anziehet, oder in der Matte sich auf sein Zimmer tragen läſst, welches gemeiniglich neben dem Bade im Hause angeleget ist.

Die Mexikaner hatten auch Anlagen um Schauspiele zu geben. Bey dem groſsen Fest, welches sie zu Ehren des Götzen *Quetzal* feyerten, war, z. B. vor dem Tempel dieses Götzen, ein kleines Theater 30 Fuſs ins Gevierte errichtet, mit Zweigen von Bäumen geziert und sonst zierlich ausgeputzt. Rings umher sahe man Bogen von Blumen und Federn, daran Vögel, Kaninchen und andere Sachen hingen.

Hier versammlete sich Nachmittags das ganze Volk; die Schauspieler traten in allerley komischen Karakteren auf, stelleten sich taub, mit Husten beladen, lahm, blind und als Krüppel dar, und baten den Götzen, sie wieder gesund zu machen. Die Tauben gaben lauter verkehrte Antworten, andere husteten und räusperten sich, die Lahmen hinkten; alle klagten und jammerten über ihre kläglichen Umstände, welches den Zuhörern groſses Vergnügen verursachte. Manche erschienen unter dem Nahmen verschiedener Thiere, verkleideten sich als Käfer, Kröten und Eidechsen, und erzählten einander ihre Beschäftigungen; einige zum Tempel gehörige Knaben zeigten sich als Schmetterlinge und saſsen, in Gestalt bunter Vögel, auf den zu dieser Absicht gesetzten Bäumen. Die Priester warfen kleine Bälle von Erde, mit Schlingen, nach ihnen, welches allerley lächerliche Scenen für die Zuschauer veranlaſste. Zuletzt stellten die Zuschauer insgesamt einen groſsen Tanz an, womit das Fest sich schloſs.

Die Musik war äuſserst unvollkommen, und so wie Spiele und Tänze mehr bloſse Belustigung, als nützliche Beschäftigung.

Eine andere Bewandtnifs hatte es mit der Geschichte und der Mahlerey der Mexikaner; denn diese beiden Künste waren bey ihnen unzertrennlich. Sie hatten keine andern Geschichtschreiber, als ihre Mahler. Unter den aufgefundenen Mahlereyen der Mexikaner waren viele blofse Abbildungen ihrer Götter, Könige, Helden, Thiere und Pflanzen. Andere waren historisch und enthielten eine Darstellung gewisser Begebenheiten; manche waren mythologisch und stellten Religions-Geheimnisse vor; manche hingegen waren gleichsam Sammlungen, darin ihre Gesetze, Gebräuche, und die Verzeichnisse der zu entrichtenden Abgaben gesammelt waren. Wiederum andere waren chronologischen und astronomischen Inhalts; sie enthielten ihren Kalender, die Stellung der Sterne, die Abwechselungen und Finsternisse des Mondes, Wetterprophezeyungen u. s. w.; Manche Mahlereyen waren topographisch, und stellten den Umfang und die Grenzen der Ländereyen, die Lage der Orte, die Richtung der Küsten, und den Lauf der Flüsse vor.

Der Grund, worauf sie mahlten, war entweder ein aus den Fäden der Aloe oder der Palme gewebter Zeug, oder zubereitete Thierhäute, oder Papier. Das letztere fertigten sie aus den Blättern einer Aloe, die man wie Hanf röstete, wusch, hernach plattete, ausdehnte und glättete. Sie machten auch von der Palme und der dünnen Rinde gewisser anderen Bäume, wenn solche auf gehörige Weise mit einem gewissen Gummi zubereitet waren, eine Art von seidenem und baumwollenem Zeuge.

Das Mexikanische Papier, das von jenen Zeiten erhalten worden, gleicht in der Dicke der Pappe, ist aber glätter, gut, um darauf zu schreiben, und bestand in langen Blättern, welche wie die alten Pergamente aufgerollt, oder in Felder zusammen gebrochen wurden.

Der Band Mexikanischer Mahlereyen in der Bibliothek zu Bologna ist eine dicke schlecht zubereitete Haut, die aus verschiedenen Stücken

bestehet, überall bemahlt, und auf nur erwähnte Weise zusammen gelegt ist.

Die Farben der Mexikaner waren von grofser Schönheit. Sie bereiteten solche aus allerley Arten von Holz, aus Blumen und Blättern verschiedener Pflanzen, auch aus animalischen Substanzen. Bey einigen Pflanzen bedienten sie sich des Salpeters zu Gewinnung der Farbe, bey andern der Alaune, lösten sie in Wasser auf, kochten sie in irdenen Gefäfsen, zogen alsdann die reine weifse durchsichtige Alaune heraus, und formten sie, vor völliger Erhärtung, in kleine Stücken zum Verkauf. Damit die Farben desto fester hielten, rührten sie solche mit dem leimartigen Safte des *Tzauthli* *) oder dem feinen Öhl von *Chian* **) ein.

Die Figuren der Berge, Flüsse, Gebäude, Bäume, und vornehmlich der Menschen in den noch vorhandenen Mexikanischen Mahlereyen, sind meistens ungestaltet und ohne richtige Verhältnisse; die grofse Eilfertigkeit, mit der sie arbeiteten, und von welcher die spanischen Eroberer Zeuge waren, hatten daran grofsen Antheil. Meistens begnügten sie sich mit blofsen Skizzen oder Umrissen. Inzwischen findet man doch alte Mahlereyen und Bildnisse Mexikanischer Könige, darin, aufser der vorzüglichen Schönheit der Farben, die guten Verhältnisse nicht zu verkennen sind. Inzwischen kann man ganz gern einräumen, dafs die Mexikanischen Mahler weder gute Zeichner waren, noch Licht und Schatten zu mischen verstanden.

In der Bildhauerkunst, im Giefsen der Metalle, und in Mosaiken waren die Mexikaner geschickter als in der Mahlerey. Sie wufsten die Bildnisse

---

*) *Tzauthli* ist eine sehr gemeine Pflanze, deren Blätter dem Porro gleichen, mit einem geraden knotigen Stiel. Die Blumen sind gelblich grün, die Wurzeln weifs mit vielen Fiebern. Sie wird, um den Saft zu bekommen, abgebrochen, und an der Sonne getrocknet.

**) In der Absicht, der Italiänischen Mahlerey einen Dienst zu erzeigen, kultivierte Clavigero drey Pflanzen von *Chian*, welche er aus dem von Mexiko erhaltenen Samen gezogen hatte, sehr sorgfältig; sie blüheten auch im September 1777 sehr schön; aber da sich der Frost in diesem Jahre zeitiger als gewöhnlich einstellte, gingen sie zu Grunde.

ihrer Helden, und die Gegenstände der Natur in Stein, Holz, Gold, Silber und in Federn besser vorzustellen, als auf Papier; es sey nun, daſs die gröſsere Schwierigkeit bey der Bearbeitung sie zu mehrerm Fleiſs reitzte, oder daſs die Achtung, darin dergleichen Arbeiten standen, sie zu gröſserer Anstrengung ihres Genies aufmunterte.

Die gewöhnliche Materie ihrer Statuen war Stein und Holz. Sie bearbeiteten den Stein ohne Stahl und Eisen, bloſs durch einen aus Kiesel gemachten Meisel. Beides ihre phlegmatische Gemüthsart und ihre Unverdrossenheit in der Arbeit, die ihres Gleichen nicht hatte, waren nothwendig, um die Schwierigkeiten und das Langweilige dabey zu überwinden. Sie brachten das Werk aber doch, ungeachtet ihrer ungeschickten Werkzeuge, zu Stande, und wuſsten ihren Statuen alle Stellungen des menschlichen Körpers zu geben, beobachteten die Verhältnisse richtig, und konnten, wenn es die Noth erforderte, die feinsten Züge mit dem Meisel ausbilden. Sie verfertigten nicht nur ganze Statuen, sondern auch Basreliefs, machten auch dergleichen in Thon und Holz. Bey dem Holze bedienten sie sich eines kupfernen Meisels. Arbeiten von gegossenem Metall standen bey den Mexikanern in gröſserer Achtung als Bildhauerey, sowohl wegen des Werths der Materie, als der höhern Kunst, an und für sich selbst.

Es würde unglaublich scheinen, daſs sie solche bewundernswürdige Sachen in dieser Art zu Stande brachten, wenn nicht diejenigen, welche sie sahen, es bezeugten, und wenn nicht eine Menge davon nach Europa gesendet worden wäre.

Die Werke von Gold und Silber, welche Cortes an Kaiser Karl V. sandte, setzten die europäischen Goldschmiede in Verwunderung, und sie bekannten nach den Zeugnissen damahliger Schriftsteller, daſs diese Arbeiten ganz vorzüglich wären.

Die Mexikanischen Gieſser lieferten in Gold und Silber vollkommene Abbildungen natürlicher Körper. Sie verfertigten auf diese Weise Fische, welche Schuppen wechselsweise von Gold und Silber hatten, Papageyen, die den Kopf, die Zunge und die Federn bewegen konnten, Affen mit beweglichem Kopf und Fuſs, die eine Spindel hielten, als ob sie spinnen wollten. Sie setzten Steine in Gold und Silber, und machten die schönsten Juwelierarbeiten von groſsem Werthe. Kurz, diese Arten von Arbeiten waren mit so auſserordentlichem Fleiſse ausgeführet, daſs selbst die Spanischen Soldaten, welche doch so sehr nach Golde dürsteten, die Arbeit höher als die Materie schätzten. Es ist jedoch zweifelhaft, ob jetzt noch Stücke dieser interessanten Arbeit vorhanden sind; wenigstens dürfte es leichter seyn, sie in europäischen Kabinetten als in Neu-Spanien zu finden. Niedrige Begierde, die Materie zu nützen, hat unfehlbar jeden Wunsch, sie als ein Werk der Kunst aufzubewahren, unterdrückt.

Die Mexikaner arbeiteten zwar mit dem Hammer, aber die Art, wie sie dabey verfuhren, kann auf keine Weise mit der Manier der europäischen Goldschmiede verglichen werden, da sie keine andern Werkzeuge zum Schlagen hatten, als Steine. Kupfer bearbeiteten sie sehr gut, und es ist bekannt, daſs die Spanier die Äxte und Picken der Mexikaner sehr gern hatten.

Im höchsten Werthe stand bey den Mexikanern die Mosaik, oder eingelegte Arbeit von den feinsten und schönsten Vogelfedern. Sie zogen zu dem Ende verschiedene Arten Vögel, die schöne Federn hatten, und in diesem Reiche in groſser Menge vorhanden waren, nicht nur in den königlichen Pallästen, sondern auch in Privathäusern auf. Insonderheit schätzten sie die Kolibris wegen ihrer kleinen, feinen und bunten Federn hoch. In diesen und andern Vögeln lieferte die Natur ihnen alle Farben, welche die Kunst

nur hervorbringet, und auch so verschieden, daſs keine Kunst ihre Nüancen nachmachen kann.

Wenn eine Arbeit dieser Art unternommen werden sollte, traten einige Künstler zusammen, vereinigten sich über die Zeichnung des Ganzen, das Maſs und die Verhältnisse der Theile, und dann übernahm jeder ein Stück des Ganzen. Ihre Geduld war dabey so unermüdet, daſs der Künstler zuweilen einen ganzen Tag zubrachte, um gerade die Feder zu wählen und zu setzen, die an diesem Platze die gehörige Wirkung that. Wenn jeder Künstler sein Werk fertig hatte, versammelten sie sich wieder, um das Ganze zusammen zu setzen, und fand man ein Stück zufälliger Weise nur im geringsten in Unordnung gerathen, so ward es von neuem gemacht, bis es ohne Tadel war. Sie hielten die Federn mit kleinen Zangen, um ihnen ja nicht den geringsten Schaden zuzufügen, und klebten sie auf den Grund mit einer leimartigen Materie fest; alsdann setzten sie die Stücke auf einer kleinen Tafel oder Platte von Kupfer zusammen, und drückten die Federn sanft nieder, bis die Oberfläche des ganzen Werks so eben und glatt aussahe, als wenn es mit dem Pinsel gemacht wäre.

Dieses waren die Bilder, welche die Spanier und andere europäische Nationen so sehr gepriesen haben, und sie hatten allerdings ein so schönes und gleichsam lebendiges Ansehen, daſs keine mit dem Pinsel aufgetragene Farbe dergleichen darstellen kann. Manche geschickte indianische Künstler kopierten eigentliche Mahlereyen so genau mit Federn, daſs sie den besten Spanischen Mahlern gleich kamen, und die Mexikaner schätzten diese Arbeit höher als Gold. In *Pazcuaro*, der ehemahligen Hauptstadt des Königreichs *Michuacan*, wo diese Kunst nach der Spanischen Eroberung hauptsächlich blühte, lebte noch vor einiger Zeit der letzte Künstler in dieser Art, und mit ihm ist vermuthlich die Kunst ausgestorben, ob sie gleich seit den letzten 200 Jahren nach und nach viel von ihrer Vollkommenheit verloren hatte.

Verschiedene Werke dieser Art werden noch in den europäischen Kabinetten, und viele in Mexiko aufbewahret, aber wahrscheinlich sind wenige aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Man verfertigte auch artig eingelegte Arbeiten von zerbrochenen Muschelschalen, welches Gewerbe noch in *Guatimala* fortgesetzet wird; ingleichen mit Blumen und Blättern ausgelegte Arbeit auf Decken, die an den Festen gebraucht wurden. Noch in unsern Tagen giebt es Künstler in Mexiko, welche Bildnisse in Seide nachmachen; sie sind aber mit den Arbeiten der Alten nicht zu vergleichen.

Um nicht allzuweitläuftig zu werden, schlieſse ich diesen Versuch und berühre nur noch einen Gegenstand, welcher die Liebhaber der Englischen Gärten interessieren kann, indem er ihnen eine noch unbenutzte Idee aus der Mexikanischen Gartenkunst darbietet.

Als die Mexikaner Unterthanen der Völker von *Colhua* und *Tepaneca* wurden, und auf ihren elenden kleinen Inseln in dem See, wo sie Mexiko gründeten, eingeschränkt waren, konnten sie einige Jahre lang das Land nicht bauen, weil sie keines hatten, bis Noth und Fleiſs sie lehrten, bewegliche Gärten und Felder, welche auf dem See schwammen, anzulegen.

Die Art, wie sie dabey verfuhren, (und die noch bey ihnen in Gebrauch ist) war sehr einfach. Sie flochten Weiden und Wurzeln von Sumpfpflanzen, oder andern Materialien zusammen, welche leicht, aber doch durch ihre feste Verbindung im Stande waren, die zum Garten nöthige Erde zu tragen. Auf diesen Grund legten sie allerley leichtes Gesträuche, welches auf dem See trieb, und alsdann deckten sie Schlamm, den sie aus dem Grunde des Sees herauf hohlten, darauf. Diese schwimmenden Gärten waren viereckig, mehr lang als breit, und so viel sich beurtheilen lässet, ohngefähr 8 Ruthen lang, nicht über 3 breit, und nicht völlig 1 Fuſs über der Oberfläche des Sees erhaben.

Dieses waren die ersten Felder, welche die Mexikaner, nach der Gründung von Mexiko, besafsen, wo sie zuerst Maiz, grofsen Pfeffer und andere zum Unterhalte nöthige Pflanzen anbaueten. Als diese Felder sich mit der Zeit sehr vermehrten, wurden sie auch mit Blumen und wohlriechenden Kräutern besetzt, und anjetzt bepflanzt man sie mit Blumen und verschiedenen Gartengewächsen.

Alle Tage im Jahre kommen eine Menge solcher Fahrzeuge mit allerley darin gezogenen Blumen und Kräutern vor Sonnenaufgang durch den Kanal auf den grofsen Markt der Stadt.

Alles treibt auf diesen Gärten zum Erstaunen; der Schlamm aus dem See giebt den herrlichsten Boden, und bedarf keines Regens. In den gröfsten solcher Gärten ist gemeiniglich ein kleiner Baum, oder eine Hütte, um den Arbeiter vor Sturm und Regen zu schützen. Wenn der Eigenthümer des Gartens die Lage desselben zu verändern wünscht, um sich entweder von einem unangenehmen Nachbar zu trennen, oder sich seiner Familie zu nähern, so steigt er in ein kleines Schiff, und ziehet den Garten, wenn dieser klein ist, allein, oder, wenn er zu grofs ist, mit fremder Hülfe nach dem Orte hin, den er sich auswählt.

Dieses sind die wichtigsten fragmentarischen Nachrichten, die uns in Absicht auf die Kunstwerke, Gebäude und Gärten der Mexikaner übrig geblieben sind. Allein sie reichen nicht hin, um uns daraus eine vollständige Idee von dem Geschmacke dieses Volkes bilden zu können.

Das der Darstellung dieses Geschmacks gewidmete Blatt ist also mehr Werk der Einbildungskraft, die aus einzelnen unzusammenhängenden Bruchstücken ein Ganzes zu schaffen wagte, um die Fortschritte der Mexikaner in der Zeichnung, in der Bildersprache, und in der Baukunst einigermafsen anschaulich zu machen.

Die Figuren in den vier Ecken der Hauptwand, welche in Absicht auf Zeichnung noch unter den schlechtesten egyptischen Figuren stehen, sind aus einem in der Churfürstlichen Bibliothek zu Dresden befindlichen seltenen Manuscripte genommen *) und beweisen, daſs die Mexikaner im Zeichnen noch auf der Stufe standen, wo ein sich selbst überlassenes Kind stehet, das ohne Anleitung Gegenstände zu zeichnen versucht.

Der Zirkel, oder das Rad zur Linken, ist das Sinnbild eines Mexikanischen Jahres. Der Mond in der Mitte des Zirkels ist nach einem Mexikanischen Gemählde kopiert, und zeigt, daſs die Mexikaner auch annahmen, der Mond erhalte sein Licht von der Sonne. In den Abtheilungen am Rande des Zirkels befinden sich die Hieroglyphen der achtzehn Monate, in welche die Mexikaner das Jahr eintheilten, und deren Sinn zum Theil bekannt oder zu vermuthen ist. So bezeichneten sie zum Beyspiel den eilften Monat durch einen Besen, weil in diesem Monate der Fuſsboden des Tempels gekehrt ward; den zwölften durch die Schmarotzerpflanze, welche sich in dieser Jahreszeit um die Eiche schlang; den funfzehnten durch eine Fahne, welche in diesem Monate bey einer feyerlichen Procession herumgetragen ward; den siebzehnten durch zwey oder drey mit einem Strick zusammengebundene Stücken Holz, und eine Hand, welche den Strick fester zusammenzieht, um die zusammenziehende Wirkung der kalten Jahreszeit anzudeuten.

Der Zirkel zur Rechten stellet einen Mexikanischen Monat dar, welcher in seine 20 Tage, **) deren jeder durch ein Bild bezeichnet ward, einge-

---

*) Nach der Meinung des verdienstvollen Chursächsischen Bibliothekars, Herrn Daſsdorfs, welchem ich verschiedene hier mitgetheilte Nachrichten verdanke, enthällt dieses Manuscript einen Mexikanischen Kalender.

**) Das Mexikanische Jahr war, wie schon erwähnt worden, in achtzehn Monate, jeder Monat zu zwanzig Tagen eingetheilt, die fünf übrig bleibenden Tage des Jahres werden *Nemontemi* oder unbrauchbare Tage benennt; an diesen fünf Tagen feyerte man keine Feste.

theilt ist. Die Beziehung, welche diese Bilder auf den durch selbige angedeuteten Tag haben, indem z. B. der erste Tag durch einen Schaufelfisch, der zweyte durch einen blasenden Menschenkopf, der dritte durch ein kleines Gebäude, der vierte durch eine Eidechse bezeichnet wird, ist nicht bekannt.

An der Decke ist, so viel als es der Raum erlaubte, eine Mexikanische Centurie vorgestellt. Der Zirkel dieser Hieroglyphe ist mit einer Schlange eingefaſst; in den Abtheilungen der eine Centurie ausmachenden Bilder waren vier Figuren dreyzehnmahl wiederhohlt, weil die Centurie aus vier Perioden, jede zu dreyzehn Jahren, bestand. In der Mitte des Zirkels war das Bild der Sonne.

Um den Eingang in das Zimmer sind Sonnenstrahlen gezeichnet, weil, wenn gleich die Mexikaner nicht, so wie die Peruaner, die Sonne als ihre höchste Gottheit anbeteten, sie doch dieselbe vorzüglich in eignen, ihr gewidmeten Tempeln verehrten. Der Hintergrund zeiget den oben beschriebenen groſsen Tempel zu Mexiko.

Alle übrige auf dem Blatte angebrachte Verzierungen sind, wie schon erwähnt worden, bloſs als ein Versuch anzusehen, wie ein Zimmer, welches im Mexikanischen Geschmack verzieret werden soll, eingerichtet werden könnte.

Da man in Ansehung der Meublen der Mexikaner eben so wenig Zuverlässiges weiſs: so ist statt des hieher gehörigen Meublen-Blattes die Darstellung einiger der vorzüglichsten inländischen Hölzer, deren man sich bey Zimmerverzierungen bedienen kann, beygefüget worden.

Unter die vorzüglichsten Zierden unserer Waldungen, Gärten und Landschaften gehöret unstreitig

I. Die Eiche.

Linneus führt dreyzehn besondere Arten dieses so vortrefflichen Baumes an.

1) Die Weideneiche, oder die Eiche mit Weidenblättern, *Quercus Phellos*. Diese Eiche ist ursprünglich in Nordamerika einheimisch, und kommt nach angestellten Versuchen auch in Europa in freyer Luft fort.

2) Die moluckische Eiche, *Quercus molucca*. Diese ist auf den moluckischen Inseln, vermuthlich aber auch in Amerika einheimisch, und die daselbst sogenannte Lebenseiche, *Quercus Virginiana*.

3) Die Steineiche, *Quercus Ilex*. Diese Eiche wird von den Franzosen *Chêne verd*, von den Holländern *Groen Eik*, von den Spaniern *Enzina*, und von den Italiänern *Elice* genennet. In den meisten Gegenden von Deutschland kommt sie, wenigstens so lange sie jung ist, in freyer Luft nicht wohl fort, und erfordert eine warme Lage. In den südlichen Gegenden von Europa aber, in Italien, Spanien, und den mittäglichen Provinzen Frankreichs, wächset sie häufig wild.

4) Der Korkbaum oder Pantoffelholzbaum, *Quercus suber*. Diese Eiche hat mit der vorigen einerley Vaterland. Der Gebrauch des Korkes zu Stöpseln, Pantoffelsohlen, Schwimmkleidern, u. s. w. ist bekannt.

5) Die Kermeseiche, oder der Kermesbaum, *Quercus coccifera*, findet sich nicht nur in der Provence und Languedoc, in Italien, Sicilien, Spanien und Portugall, sondern auch in Palästina und andern Morgenländern.

6) Die Eiche mit Kastanienblättern, *Quercus prinos*. Diese wächset in Virginien und andern nördlichen Theilen von Amerika wild, und kommt auch in Europa eben so gut, als in ihrem Vaterlande, in freyer Luft fort.

7) Die schwarze Eiche, *Quercus nigra*. Diese ist ebenfalls in Nordamerika einheimisch.

8) Die rothe Eiche, *Quercus rubra*, trifft man in allen nördlichen Theilen von Amerika, vornehmlich aber in Virginien und Carolina an, und ist in Europa ebenfalls gegen die Kälte ausdauernd.

9) Die weiſse Eiche, *Quercus alba*, ist nebst der vorhergehenden in Pensilvanien, Virginien, Carolina und andern mitternächtlichen amerikanischen Ländern sehr gemein.

10) Die Speiſseiche, *Quercus esculus*, wächset in den südlichen Ländern Europens wild, und wird insgemein die kleine Eiche genannt.

11) Die gemeine Eiche, *Quercus robur*, ist in allen europäischen Ländern sehr gemein. Nicht nur die Gröſse, Schönheit und Dauerhaftigkeit, worin dieser Baum fast alle übrige Bäume unserer Wälder übertrifft, sondern auch der beträchtliche Nutzen, den er leistet, machen ihn besonders schätzbar. Er wächst in allen Gegenden, und in jeglichem Boden; nur in den nördlichsten Ländern, und auf hohen und kalten Gebirgen kommt er nicht fort. Die Verschiedenheit der Lage und des Erdreichs verursachen eine Verschiedenheit in der Güte seines Holzes. An niedrigen und feuchten Orten nehmlich, wo er zwar schnell wächst, bekommt er dagegen ein weicheres und weniger dauerhaftes Holz, als an trocknen und erhabenen Stellen. Man rechnet insgemein, daſs ein Eichbaum wenigstens vier bis fünfhundert Jahr alt werden kann, und weil er während dieser Zeit beständig wächset, so ist nicht zu verwundern, warum zuweilen Eichbäume von einer ungeheuern Gröſse angetroffen werden. Dr. Plott gedenkt in seiner Naturgeschichte von Oxford eines Eichbaums, dessen Äste, von dem Stamm an gemessen, 54 Schuh lang waren, daſs also der ganze Baum bey 300 Reiter und über 4000 Fuſsgänger überschatten konnte.

12) Die Ziegenbarteiche, *Quercus aegilops*, wächst in der Levante, in Spanien, Italien und Östreich wild, und hat ein weicheres Holz als die

gemeine Eiche. Die Eicheln dieses Baumes können anstatt der Galläpfel zum Schwarzfärben gebraucht werden.

13) Die Cerreiche, *Quercus cerris*, hat mit der vorhergehenden gleiches Vaterland. Die Früchte derselben sollen eſsbar seyn, und, unter der Asche gebraten, wie Kastanien schmecken. Diese Eiche, welche ein ziemlich hartes Holz hat, kann so gut, als die gemeine Eiche, auch in andern Gegenden von Europa gezogen werden.

Das Holz der bey uns einheimischen gemeinen Eiche (*Quercus robur*) ist sowohl beym Bauen, als bey der innern Zimmerverzierung von groſsem Nutzen. Die Handwerker aber unterscheiden gemeiniglich zweyerley Arten dieses Baumes. Die eine Art, welche sie Rasen - Stein - oder auch Feld-Eichen nennen, ziehen sie wegen der Härte des Holzes zum Bauen vor, die andere Art aber, die sie Wald - Eichen nennen, kann, weil das Holz weicher und leichter zu bearbeiten ist, zu Meublen und eingelegter Arbeit besser gebraucht werden. Nur hat es den Fehler, daſs es leichter als das andere die Farbe verlieret, und man diese auch durch Abziehen nicht einmahl wieder herstellen kann. So wie das Holz der ersten härtern Art der Eiche zum Bauen im Ganzen brauchbar ist, so kann alles Eichenholz wegen seiner Reinlichkeit und schönen Farbe im Innern der Zimmer zu Verzierungen und Meublen, als zu Parquets, Schränken, Tischen, Bilderrahmen und andern Tischlerarbeiten, ingleichen zu der Austäfelung ganzer Säle angewendet werden. Doch scheint es zu Meublen, welche wieder abgehobelt und abgeschliffen werden können, anwendbarer, als zu der Austäfelung der Zimmer, weil es auſserordentlich nachdunkelt; daher dann Zimmer, welche mit Eichenholz ausgetäfelt sind, ein trauriges Ansehen gewinnen. Bey vielen Architekten herrschet auch noch die Meinung, daſs das Eichenholz zu Fensterrahmen, Orangeriefässern und dergleichen Gegenständen, welche der Nässe ausgesetzt sind, das vorzüglichste sey; die Erfahrung lehrt aber das

Gegentheil. Das Eichenholz ist vor andern Hölzern vorzüglich, wenn es in Fällen, wo es beständig im Wasser stehet, z. B. bey Brücken, gebraucht wird. Hier erhält es durch die lange Zeit eine schwarze, dem Ebenholz ähnliche Farbe, und eine aufserordentliche Festigkeit. In Fällen aber, wo Nässe und Trockenheit abwechseln, als z. B. bey Fensterrahmen, Orangeriekübeln u. s. w. ist das Kiefernholz ungleich dauerhafter; überdiefs auch wohlfeiler, und leichter zu haben, als das Eichenholz. Übrigens mufs das zu verarbeitende Eichenholz keine dunkelbraune Streifen oder Flecke haben, indem dergleichen Holz nicht gesund ist.

II. Der gemeine Birnbaum, *Pirus communis.*

Dieser in ganz Europa sehr bekannte und gemeine Baum giebt unter den deutschen Hölzern ebenfalls eines der nutzbarsten bey dem Meublement, und ist, so zu sagen, als das inländische Mahagoniholz zu betrachten. Der Tischler kann solches sehr gut sowohl zu ganzen Stücken, als zu eingelegter Arbeit brauchen. Das Holz der wilden Birnbäume ist das beste und vorzüglichste in Ansehung der schönen rothen Farbe; das Holz der guten Birnbäume ist dagegen viel leichter, und besser zu braun oder schwarz gebeitzter Arbeit, da es fast die Schwärze des Ebenholzes annimmt.

III. Der europäische Spillbaum, *Evonymus Europeus,*

ist in allen europäischen Ländern sehr gemein, und wächset meistens in den Hecken, und hin und wieder auch in den Wäldern. Er führet verschiedene Nahmen: als Spindelbaum, Spulbaum, Hundsbaum, Lausbaum, Pfaffenhüthlein, Pfaffenmützen, Pfaffenkäpplein, Pfaffenröslein, Pfaffenpfötchen, Zweckholz, Mitschelinsholz. Die Engländer nennen ihn *Spindletree* oder *Prick-wood;* die Franzosen *Tusain*, oder *Bonnet de Pretre;* die Schweden *Alster*, oder *Benwed*, und die Holländer *Paapenmuts*, oder *Paapenhout*. Er verlangt einen guten lockern Boden, und wächst zwar insge-

mein als ein nur drey, vier, höchstens acht Schuh hoher Strauch, erreicht aber doch auch unter günstigen Umständen die Gröſse eines Baumes, und wird sechs, zehn bis zwanzig Schuh hoch, mit einem fünf oder mehrere Zoll dicken Stamme. Das Holz hat eine schöne gelbe Farbe, ist feinaderig, und, wenn es die gehörige Trockenheit hat, sehr hart und zähe, fast wie Buxholz, und kann daher mit Vortheil zu Meublements-Stücken gebraucht werden. Weil es jedoch meistentheils nur in kleinen Stämmchen gefunden wird, so brauchen die Tischler solches gewöhnlich bey eingelegter Arbeit zu Schattierung der Blumen und solcher Gegenstände.

IV. Der gemeine Flieder- oder Syringen-Baum, *Syringa vulgaris*,

den man insgemein Syringenbaum, oder auch blauen Holder, spanischen auch türkischen Hohlunder nennt, französisch *Lilas*, oder *Queue de Renard*, Fuchsschwanz, englisch *Pipe-tree*, Pfeifenbaum; ist gegenwärtig in Europa sehr gemein, und weil er sehr leicht fortkommt, und sogar die Kälte der nördlichen Gegenden verträgt, so findet man ihn hin und wieder wild in den Hecken. Er ist ursprünglich in Persien einheimisch, kam von dort vor 200 Jahren zuerst in die Türkey, und ward alsdann von Konstantinopel durch den Kaiserlichen Gesandten *Busbeg* in die westlichen Länder von Europa gebracht.

Er wächst zwar an und für sich strauchartig, bekommt aber doch mit der Zeit und durchs Beschneiden eine artige Baumhöhe von 12 bis 20 Schuh; der Stamm wird ziemlich dick, und hat eine aschgraue Rinde. Das Holz, welches in Ansehung der Härte und der Politur, die es annimmt, dem Olivenholze nahe kommt, und eine schöne gelbliche Farbe hat, wird von den Tischlern, jedoch weil es nicht leicht in dicken Stämmen wächset, nur zu eingelegter Arbeit in kleinen Streifen verbrauchet. Durch die Länge der Zeit schwindet aber die Schönheit der Farbe. Mit Scheidewasser bestrichen,

erhält es eine dem Rosenholz ähnliche Farbe, welche aber auch nicht dauerhaft ist. Von diesem Gewächse giebt es noch eine andere Art, welche

der persische Flieder, oder persische Syringe, *Syringa Persica*, genennet wird. Der vaterländische Nahme dieses Strauchs ist *Agem Lilac*, persische Blume; von *Agem*, Persien, und *Lilac*, eine Blume. Sonst wird er auch der kleine spanische oder türkische Hohlunder genennet, und in den europäischen Gärten ebenfalls angetroffen, wo er so gut als der vorhergehende fortkommt, aber niedriger wächset, und nicht leicht über fünf bis sechs Schuh hoch wird. Übrigens ist er dem vorhergehenden völlig gleich.

V. Der gemeine Eibenbaum, *Taxus baccata*.

Dieser Eiben - oder Taxus - Baum, den die Spanier *Taxo*, die Italiäner *Tasso*, die Franzosen *If*, die Engländer, *Yew - tree*, die Holländer *Ibenboom* oder *Taxisboom*, und die Schweden *Id*, oder *Barrlind* nennen, wächset fast in allen Ländern von Europa und in Nord - Amerika, vorzüglich in bergigen und steinigen Gegenden, wild. Er ist gegen die Kälte sehr dauerhaft, und kommt in jedem Boden, am besten aber in gutem, fettem, und nicht allzutrocknem Boden, ingleichen auf der mitternächtlichen Seite der Gebirge fort, und erreicht, wiewohl langsam, eine beträchtliche Höhe und Dicke, so daſs in Schottland Bäume dieser Art von 52 Schuh im Umfange gefunden werden. Das Holz dieses Baumes ist vortrefflich, hat eine schöne röthliche Farbe, wirft sich nicht, ist zierlich geadert und geflammt, nebst den Buxbäumen unter den europäischen Hölzern eines der festesten und dauerhaftesten, und nimmt die vollkommenste Politur an, daher aus selbigem sehr schöne Meublen verfertiget werden können. Nur lässet es sich schwer bearbeiten. Auch giebt dieses Holz gute Pfähle oder Pfosten, welche besonders unter der Erde sehr dauerhaft sind. Die Alten hielten diesen Baum überhaupt, und sogar seinen Schatten für giftig, und

man findet bey ihnen, und auch in neuern Zeiten Fälle, daſs Personen nach dem Genuſs seiner Beeren, oder deren Saftes, oder eines aus seinen Blättern bereiteten Trankes gestorben sind. Man hat aber auch häufige und ungezweifelte Beyspiele, daſs diese Beeren von Kindern oft ohne Schaden genossen worden, und in England fressen sie die Schweine wie die Eicheln. Sein Schatten ist ebenfalls bey wiederhohlten Versuchen unschädlich befunden worden, wiewohl Andere seinen Ausdünstungen zu Zeiten nachtheilige Wirkungen zuschreiben. In Ansehung seiner Blätter und Zweige scheinet es ganz auſser allem Zweifel zu seyn, daſs sie wenigstens den Thieren ein Gift sind. Ehemahls ward er auch sehr zur Zierde wegen seiner immer grünen Blätter oder Tangeln, und weil er sich gut beschneiden läſst, und alle Formen annimmt, hin und wieder in den Gärten gezogen. Der geschmacklose Gebrauch, diesen Baum in verschiedenen Formen zu ziehen, ist aber in der neuern Gartenkunst gänzlich abgekommen.

Auſser diesen fünf Holzarten will ich hier noch einige andere anführen, welche bey der innern Verzierung mit Vortheil gebraucht werden können.

Der Apfelbaum, *Pyrus malus*,

französisch *Pommier*, englisch *Apple-tree*, holländisch *Appelbom*. Sein Holz ist mit dem Birnbaumholz fast von gleicher Güte.

Der gemeine Kirschbaum, *Prunus cerasus*,

französisch *Cerisier*, englisch *Cherry-tree*. Das Holz ist schön gestreift, wird daher zu verschiedener eingelegter Arbeit benutzet. Die an sich schöne Farbe dieses Holzes bedarf nicht gebeitzt zu werden, und ist nicht allein ausdauernd, sondern wird auch nach einiger Zeit noch schöner. Weil indessen dieses Holz sich leicht ziehet, ist es besser zu eingelegter als zu massiver Arbeit zu gebrauchen.

Der gemeine Pflaumen- oder Zwetschgen-Baum, *Prunus domestica*, französisch *Prunier*, englisch *Plum-tree*, oder *Bamson-tree*, holländisch *Pruimboom*. Das Holz hat eine schöne braune Farbe, wird jedoch, weil es sich sowohl in massiver als eingelegter Arbeit sehr ziehet, nicht so gern von den Tischlern als von den Drechslern gebraucht.

Die gemeine Buche, *Fagus sylvatica*,

französisch *Hêtre*, englisch *Beech-tree*, holländisch *Beukeboom*, italiänisch *Faggi*, spanisch *Haia* oder *Faia*. Ihr Holz wird alles zu groſsen Stücken verarbeitet, und ist sonderlich zu Maschinen, Werkstätten und Werkzeugen vorzüglich gut; kann aber auch bey Meubles und Zimmerauszierungen, als z. B. Stuhlgestellen gebraucht werden. Indessen muſs dieses Holz, so wie der Baum selbst, nicht mit der gemeinen Hainbuche, *Carpinus Betulus Linn.* französisch *Charme*, englisch *Honnbeam*, italiänisch *Carpino*, verwechselt werden, welcher letztere zu Hecken und Einfassungen in Lustgärten benutzt wird.

Der gemeine Wallnuſsbaum, *Juglans regia*,

französisch *Noyer*, spanisch *Nogueyra*, englisch *Walnut-tree*, holländisch *Wallnootenboom*. Das Holz wird bekannter Maſsen von den Tischlern sowohl zu massiver, als auch eingelegter Arbeit sehr gebraucht; und hat übrigens den Vorzug, daſs dessen Farbe durch Abputzen wieder erneuert werden kann. Doch ward es ehemahls zu Meubles ungleich mehr geliebet als jetzt, wozu das traurige Ansehen desselben Gelegenheit gegeben haben mag.

Die weiſse Birke, *Betula alba*,

französisch *Bouleau*, englisch *Birch-tree*, italiänisch *Bietola*, holländisch *Berkenboom*. Obgleich dessen Holz keine sonderlich ausgezeichnete Farbe hat, so wird es dennoch zu verschiedenen Meubles, aber nur alles massiv verarbeitet, und läſst sich sehr gut beitzen.

Der gemeine Ahorn oder Feldmaſsholder, *acer campestre*, französisch *Crable*, englisch *Whitten-tree*, holländisch *Ahornboom*. Dieses Holz wird zu Meubles massiv bearbeitet, und weil es zum Theil eine schöne weiſse Farbe hat, zu Fertigung der anjetzt beliebten eingelegten aschgrau-silberfarbnen Meubles gebraucht.

Von diesen Holzarten sind die fünf folgenden in folgender Ordnung auf dem beygefügten Blatte abgebildet. 1) Roth Eibenholz. 2) Türkisch Hohlunderholz. 3) Pfaffenhüthchenholz. 4) Pflaumbaumholz. 5) Nuſsbaumholz.

Auch können noch folgende inländische Hölzer, theils zum Bauen, theils zur Auszierung der Zimmer und zu Künstlerarbeiten benutzet werden.

1) Der wilde Cornelbaum, *Cornus sanguinea arborea Linn.*
2) Der Ulmenbaum, *Ulmus campestris Linn.*
3) Die gemeine Roſskastanie, *Aesculus Hippocastanum Linn.*
4) Der Pfirsichbaum, *Amygdalus Persica Linn.*
5) Der gemeine Mandelbaum, *Amygdalus communis Linn.*
6) Schlehen oder Schwarzdorn, *Prunus spinosa Linn.*
7) Darmbeerenbaum, Elsebeere, Elitzen, Speierling, *Crataegus torminalis Linn.*
8) Weiſsdorn, *Crataegus Oxyacantha Linn.*
9) Der wilde Speierling, Ebschen, *Sorbus aucuparia Linn.*
10) Europäische Linde, *Tilia europaea Linn.*
11) Gemeine Robinie, Acacienbaum, *Robinia Pseudo-Acacia Linn.*
12) Die Erle, *Betula alnus Linn.*
13) Der schwarze Maulbeerbaum, *Morus nigra Linn.*
14) Die Steineiche, *Quercus Ilex Linn.*
15) Der Kastanienbaum, *Fagus castanea Linn.*
16) Der morgenländische Platanus, *Platanus orientalis Linn.*

17) Der abendländische Platanus, *Platanus occidentalis Linn.*

18) Die gemeine Fichte, *Pinus sylvestris Linn.*

19) Die Tannenfichte, Weyhmutsfichte, *Pinus strobus Linn.*

20) Der Lerchenbaum, *Pinus larix Linn.*

21) Die Weiſstanne, *Pinus Picea Linn.*

22) Die gemeine Tanne, *Pinus Abies Linn.*

23) Der abendländische oder westindische Lebensbaum, *Thuja occidentalis Linn.*

24) Die weiſse Espe, *Populus alba Linn.*

25) Die Zitterespe, *Populus tremula Linn.*

26) Die schwarze Espe, *Populus nigra Linn.*

27) Der gemeine Wachholder, *Juniperus communis Linn.*

28) Die gemeine oder hohe Esche, *Fraxinus excelsior Linn.*

29) Der gemeine Hartriegel, *Ligustrum vulgare Linn.*

30) Die Stechpalme, oder der gemeine Hulst, *Ilex Aquifolium Linn.*

31) Der purgierende Wegdorn, *Rhamus catharticus Linn.*

32) Hirschkolbensumach, *Rhus Typhina Linn.*

33) Der gemeine Saurich oder Berbisbeerenstrauch, *Berberis vulgaris Linn.*

34) Der Bohnenbaum, Alpen Ebenholz, falsches Ebenholz, *Cytisus laburnum Linn.*

35) Der Caragana-Strauch, *Robinia caragana Linn.*

36) Der immergrüne Buxbaum, *Buxus sempervirens Linn.*

Alle diese Hölzer können, wie schon gedacht, theils in ihrer natürlichen Farbe, theils mittelst einer Beitze anders gefärbt, gebraucht werden. *)

---

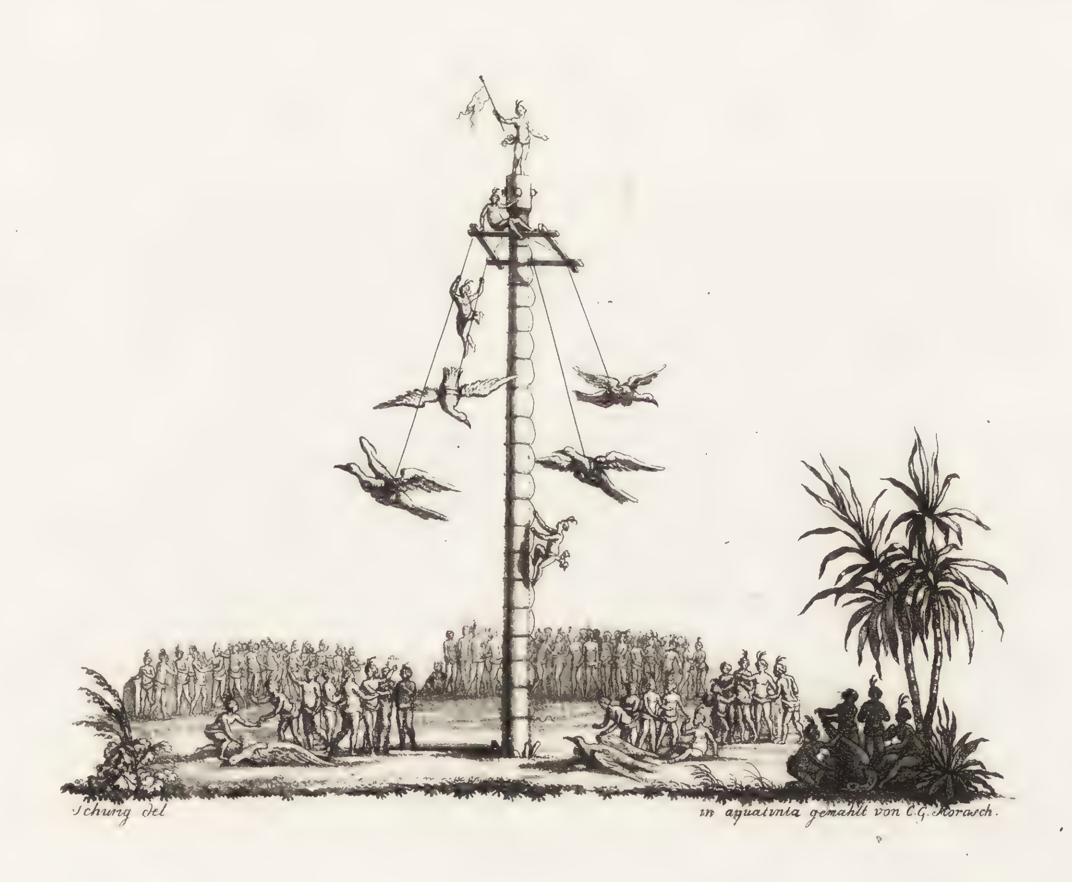
*) Die sogenannte aschgraue Silberbeitze, welche anjetzt am häufigsten gebraucht wird, erfordert weiter nichts, als sogenannten Schliff der Messerschmiede und Wasser, wozu ein Loth Kupferwasser gegossen, das zum Fournieren bestimmte Holz hineingelegt, und selbiges vierzehn Tage lang, bis es recht durchbeitzet ist, liegen gelassen wird.

Die Werke, deren ich mich bey dem Mexikanischen Geschmack bedienet, sind folgende:

1) Wilhelm Robertsons Geschichte von Amerika, aus dem Englischen übersetzt von Johann Friedrich Schiller, Leipzig 1777.

2) Des Abts Dr. Franz Xaver Clavigero Geschichte von Mexiko, aus Spanischen und Mexikanischen Geschichtschreibern, Handschriften und Gemählden der Indianer zusammengetragen, Leipzig 1789.

3) Das oben erwähnte auf der Churfürstlichen Bibliothek zu Dresden befindliche Mexikanische Manuscript.



Schung del   in aquatinta gemahlt von C.G. Horasch.











